

Die Präsenz des Mittelalters  
in seinen Handschriften



# Die Präsenz des Mittelalters in seinen Handschriften

*Ergebnisse der Berliner Tagung  
in der Staatsbibliothek zu Berlin –  
Preussischer Kulturbesitz,  
6.–8. April 2000*

Herausgegeben von  
Hans-Jochen Schiewer und Karl Stackmann

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 2002

Die Tagung wurde angeregt und großzügig gefördert von Dr. Hans-Jörg Leuchte

Umschlagabbildung:  
S-Initiale. Gebetbuch. Böhmen, 1. H. 15. Jh.  
Berlin, Sammlung Leuchte, Ms. XX, Bl. 2'

#### Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-484-10847-9

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2002

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.

Satz: swissedit Dr. Wolfram Schneider-Lastin, Zürich

Druck: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Einband: Heinrich Koch, Tübingen

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	VII
Karl Stackmann Einführendes Grußwort . . . . .	I
Klaus Grubmüller Überlieferung – Text – Autor. Zum Literaturverständnis des Mittelalters . . . . .	5
Helmut Bansa Die Restaurierung des Codex Aureus im 10., im 17. und im 20. Jahrhundert . . . . .	19
Joachim Heinzle Das Marburger Repertorium deutschsprachiger Handschriften des 13. Jahrhunderts. Entstehung, Ziele, Perspektiven . . . . .	41
Christa Bertelsmeier-Kierst Von der <i>vocalité</i> zur schriftgestützten Kommunikation. Zum volkssprachlichen Literalisierungsprozeß (1200–1300). Ergebnisse des Marburger Repertoriums ›Deutschsprachige Handschriften des 13. Jahrhunderts‹ . . . . .	49
Martin Stachelin Erschließung und Bedeutung mittelalterlicher Überlieferung: Kleinüberlieferung mehrstimmiger Musik . . . . .	65
Rudolf Kilian Weigand Halbritter und Schildknechte (oder: Raub und Brand). Zur Kategorisierung und Illustrierung sozialer Randgruppen im ›Renner‹ Hugos von Trimberg . . . . .	83

Felix Heinzer	
<i>Exercitium scribendi</i> – Überlegungen zur Frage einer Korrelation zwischen geistlicher Reform und Schriftlichkeit im Mittelalter . . . . .	107
Jeffrey F. Hamburger	
»Siegel der Ebenbildlichkeit, voll von Weisheit«. Der Evangelist Johannes und die Bildsprache der Vergöttlichung im Graduale von St. Katharinenthal . . . . .	131
Freimut Löser	
Im Dialog mit Handschriften. »Handschriftenphilologie« am Beispiel der Laienbrüderbibliothek in Melk. Mit einer Einleitung von P. Gottfried Glaßner, OSB . . . . .	177
Georg Steer	
Die Schriften Meister Eckharts in den Handschriften des Mittelalters . . . . .	209
Tilo Brandis	
Mittelalterliche deutsche Handschriften. 25 Jahre Neuerwerbungen der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz . . . . .	303
Hans-Jochen Schiewer	
Die Sammlung Leuchte. Eine Berliner Privatbibliothek mittelalterlicher deutschsprachiger Handschriften . . . . .	337
Personen- und Werkeregister . . . . .	351
Handschriftenregister . . . . .	356

## Vorwort

Unter dem Titel ›Mittelalterliche Literatur und Kunst im Spannungsfeld von Hof und Kloster‹ fand Anfang Oktober 1997 in Berlin ein Kolloquium statt, bei dem die Vertreter verschiedener mediävistischer Disziplinen mit Persönlichkeiten aus der Wirtschaft und der staatlichen Verwaltung zusammentrafen. Die Veranstaltung ging auf eine Anregung des Unternehmers Dr. Hans-Jörg Leuchte zurück und wurde von ihm ausgerichtet. Er wollte den Mittelalter-Wissenschaften, die bei der im Gang befindlichen Umstrukturierung der Universitäten zunehmend in Schwierigkeiten geraten, eine Hilfe bieten und zugleich den Vertretern aus Wirtschaft und Verwaltung ein neues Forum schaffen, das Raum für Kontakte und intensive Gespräche eröffnet. Die Wissenschaftler sollten Gelegenheit haben, sich mit Referaten aus ihren Arbeitsgebieten den Repräsentanten anderer gesellschaftlicher Gruppierungen vorzustellen und im Gespräch mit ihnen um Verständnis für Anliegen und Bedeutung ihrer Fächer zu werben.

Die Initiative Herrn Dr. Leuchtes traf bei den Beteiligten auf ein freundliches Echo. Das gab ihm Anlaß, zu einem zweiten Treffen ähnlicher Art einzuladen. Es fand am 8., 9. und 10. April 2000 im Haus II der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, dem berühmten Scharoun-Bau am Berliner Kulturforum, statt. Thema war diesmal ›Die Präsenz des Mittelalters in seinen Handschriften‹. Der hier vorgelegte Sammelband enthält die im Verlaufe der Tagung gehaltenen wissenschaftlichen Vorträge.

Die Wahl des Tagungsortes fiel auf die Berliner Staatsbibliothek, weil die Veranstaltung zugleich als Ehrung für den kurz vorher aus dem Dienst geschiedenen Leiter der Handschriftenabteilung, Tilo Brandis, gedacht war. In ihrem Rahmen wurde eine kleine Ausstellung von Handschriften-Neuerwerbungen aus seiner Dienstzeit gezeigt. Darüber und über die ebenfalls gezeigten Stücke aus der Handschriften-Sammlung Leuchte wird in zwei Beiträgen dieses Bandes berichtet.

Uns, den für den wissenschaftlichen Teil Verantwortlichen, bleibt bei Abschluß der Arbeiten an der Drucklegung die angenehme Pflicht, allen denen unseren Dank zu sagen, die zum Gelingen beigetragen haben. Er gilt nächst Herrn Dr. Leuchte, dem Sponsor und dem Spiritus rector des Unternehmens, dem Generaldirektor der Staatsbibliothek, Herrn Dr. Antonius Jammers. Die Aufnahme in Räumen der Bibliothek sicherte der Veranstaltung ein dem Thema entsprechendes Ambiente. Zu danken haben wir sodann den Referenten, die auf

unsere Bitte um einen Beitrag eingegangen sind und sich durch unser beharrliches Drängen auf Einreichung der Manuskripte nicht haben verdrießen lassen. Unser besonderer Dank gilt Wolfram Schneider-Lastin, der in der Sache und in der Form wesentlich an der Entstehung dieses Sammelbandes beteiligt war. Carmen Stange, Birte Steffen und Gregor Wünsche haben die Last der Korrekturen mitgetragen. Allen beteiligten Bibliotheken und Institutionen danken wir für die bereitwillig erteilte Reproduktionserlaubnis. Hervorragende Abbildungsvorlagen (Sammlung Leuchte) verdanken wir Herrn Uwe Gleitsmann von der Fotostelle der SUB Göttingen. Frau Birgitta Zeller und Frau Susanne Mang vom Niemeyer Verlag haben uns bei der Entstehung des aufwendigen Bandes beraten und vorzüglich betreut.

Göttingen, im Juli 2002  
Hans-Jochen Schiewer    Karl Stackmann

Karl Stackmann

## Einführendes Grußwort\*

Sie, verehrter Herr Leuchte, haben diese ungewöhnliche Begegnung von Persönlichkeiten aus Wirtschaft und staatlicher Verwaltung mit Vertretern der Mediävistik ermöglicht. Wir sehen ihr mit Spannung entgegen. – Ich war an der Vorbereitung beteiligt und möchte mit ein paar Worten sagen, was uns zur Wahl des Themas bewogen hat.

Das Mittelalter ist für den heutigen Menschen – ob er sich das bewußt macht oder nicht – auf vielfältige Weise präsent: in den alten Kirchen unserer Städte und Dörfer, in den Burgen und Burgruinen in unserem Land, mit seiner Sakral- und Profankunst in unseren Museen – und eben auch mit seinen Handschriften in unseren Bibliotheken und Archiven. Das Interesse daran ist in den letzten Jahrzehnten erstaunlich angestiegen. Noch in meiner Studienzeit, deren Beginn nun freilich auch schon 60 Jahre zurückliegt, zählten die Handschriften nur als Hilfsmittel zur Wiedergewinnung eines verlorenen Originals. Sie standen in um so geringerem Ansehen, je weiter sie zeitlich oder in ihrer Textfassung von dem gesuchten Urtext entfernt waren. Am besten bringt das Bonmot eines niederländischen Philologen aus dem 19. Jahrhundert die herrschende Meinung zum Ausdruck: *Comburendi, non conferendi*; frei übersetzt, um das Wortspiel nachzuahmen: Man soll die Codices verbrennen, nicht verwenden. Die scheinbare Barbarei dieses Ausspruchs wird aus den Bedingungen verständlich, unter denen die Philologen zu arbeiten hatten: Sie konnten sich nur auf umständliche Weise, oftmals nur durch beschwerliche und kostspielige Reisen, Kenntnis von Handschriften beschaffen, die nicht am eigenen Wohnort vorhanden waren; kein Wunder also, daß sie sich auf die ›besten‹ konzentrierten.

Diese Hindernisse gibt es nicht mehr. Dank der modernen Verkehrsmöglichkeiten und Kopiertechniken kann man sich an beliebigen Orten beliebig genaue Kenntnis beliebig vieler Handschriften verschaffen. Das wiederum kommt dem heutigen Interesse an sozial- und kulturhistorischen Fragestellungen entgegen. Der Philologe braucht nicht mehr zwischen ›guten‹ und ›schlechten‹ Handschriften zu unterscheiden, um sich gegen unerfüllbare Ansprüche seiner Kritiker zu wappnen. Er kann seine Aufmerksamkeit ohne ungebührlichen Aufwand den weniger guten Handschriften in ihrer Eigenart zuwenden.

---

\* Die für den mündlichen Vortrag bestimmte Fassung wurde unverändert beibehalten.

Die bequemere Zugänglichkeit ihrer Objekte hat der Handschriftenkunde einen ungeahnten Aufschwung beschert. Im Zuge der Entwicklung sind sie erst richtig als das in Erscheinung getreten, was sie ihrer Natur nach sind, als kulturgeschichtliche Zeugnisse ersten Ranges. Der Literarhistoriker beispielsweise – ein Hauptinteressent – macht sich mit ihrer Hilfe ein sehr viel wirklichkeitsnäheres Bild von den Bedingungen, unter denen mittelalterliche Literatur entstand und verbreitet wurde als früher. Aus kodikologischen Merkmalen – Format, Beschreibstoff, Ausstattung, Einband, Textensemble, Beschaffenheit der Texte – zieht er Schlüsse auf das literarische Interesse des Auftraggebers, möglicherweise einer ganzen sozialen Gruppe. Benutzereintragungen geben ihm Auskunft über Benutzerinteressen, auch über den Zeitraum der Benutzung. Unsere Auffassung von Art und Umfang des mittelalterlichen Literaturbetriebs hat sich durch solche Beobachtungen beträchtlich verfeinert. Wir bilden uns unsere Vorstellung vom mittelalterlichen Autor, seinem Werk und dessen Distribution nicht länger in naiver Analogie zu den uns vertrauten modernen Verhältnissen. Kurz und gut, in seinen Handschriften ist uns heute das Mittelalter sehr viel konkreter und lebendiger präsent als noch vor wenigen Jahrzehnten.

Man kann an dieser Stelle von der gestiegenen Bedeutung der Handschriftenkunde nicht sprechen, ohne an die Beiträge Berlins zu erinnern. Die Deutsche Kommission der Preussischen Akademie, beraten von Konrad Burdach und Gustav Roethe, hat zu Beginn des vorigen Jahrhunderts eine Handschrifteninventarisierung in Gang gesetzt, von der mannigfache Impulse für die Forschung ausgegangen sind. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat die Arbeiten 1960 in erweiterter und verfeinerter Form wieder aufgenommen und fortgesetzt. Damit stoßen wir abermals auf einen Berliner Namen. Tilo Brandis, bis vor wenigen Wochen Leiter der Handschriftenabteilung hier im Hause, war 28 Jahre lang Mitglied des zuständigen Ausschusses. Das sagt mehr als viele Worte über das Ansehen, das er sich erworben hat. Die Handschriftenforschung, namentlich ihr germanistischer Zweig, hat ihm viel zu verdanken. Ihm zu Ehren findet in Verbindung mit unserem Kolloquium eine Ausstellung von Neuerwerbungen statt, die in seine Amtszeit fallen. Ich habe einen ganz persönlichen Grund, mich darüber zu freuen, daß ich bei der Eröffnung dabei sein kann. Für mich schließt sich in diesem Augenblick ein Kreis, der vor gut und gerne 40 Jahren in Hamburg seinen Anfang nahm. Damals haben wir beide uns gemeinsam, er als Doktorand, ich als junger Privatdozent, in einer Seminarübung der Handschriftenkunde genähert. Morgen wird er mir zeigen, wohin geführt hat, was sich damals anbahnte. Damals, im bombengeschädigten Hamburg, waren wir auf Leihgaben aus Heidelberg und München angewiesen. Wir bekamen sie dank der Fürsprache Hermann Tiemanns mit der Post zugeschickt. Solche Großzügigkeit wäre heute undenkbar. Ich fürchte sogar, lieber Herr Brandis, Sie müßten sie mißbilligen, wenn Sie noch im Dienst wären. Aber Sie sollten bedenken, daß Sie womöglich einen ganz anderen Berufsweg eingeschlagen hät-

ten, wenn in Heidelberg und München damals anders entschieden worden wäre. Dann gäbe es am Ende das schöne Bündnis von Mäzen und Handschriftenbibliothekar gar nicht, das uns hier zusammenführt. In der Ausstellung wird es seinen sichtbaren Ausdruck darin finden, daß Herr Leuchte einige von seinen Handschriftenschätzen mit denen der Bibliothek zusammen vorstellt. Wir, die wir Zeugen dieses Ereignisses sind, sehen das Miteinander von Wirtschaft und Wissenschaft mit Respekt, Freude, Dankbarkeit.



Klaus Grubmüller

## Überlieferung – Text – Autor

Zum Literaturverständnis des Mittelalters<sup>1</sup>

Es geht bei dieser Tagung um die ›Präsenz des Mittelalters in seinen Handschriften‹. Was ist damit gemeint? Es scheint auf der Hand zu liegen. In den erhaltenen Handschriften ist uns oder wird uns das Mittelalter gegenwärtig, anschaulich, präsent. Es eignet ihnen nicht nur die Aura des vor Jahrhunderten Entstandenen und über die Jahrhunderte Bewahrten, sie strahlen den Reiz des Fremden, Ungewohnten aus: das kostbare Material, die Sorgfalt der Schrift, die Vorstellung des ›entsagungsvollen‹ Schreibers, der im Schein der Kerze Buchstaben für Buchstaben formt, oft über Jahre hinweg. Vielleicht fasziniert auch der Gedanke an die Menschen, durch deren Hände das Buch gegangen ist, die es benutzt, vielleicht auch nur besessen haben: Bauer, Bürger, Edelmann, ein verdorbener Schwerenöter, eine selige Nonne, ein spekulierender Mönch. Das hört sich ein wenig romantisch an, und ich sollte mich hüten, die Ironie zu weit zu treiben; denn ein wenig sind wir Philologen schon in Gefahr, die Handschrift zum alltäglichen Arbeitsmittel werden zu lassen – und in Wirklichkeit sind doch viele von uns gerade diesen irrationalen Reizen erlegen und durch sie zu Mediaevisten geworden, so wie wir das in jeder Studentengeneration von neuem erleben: Eine Handschrift in der Hand zu halten, das Papier oder Pergament zwischen den Fingern zu spüren, das fremde Buch nicht nur anzustauen, sondern mit ihm zu arbeiten – das übt einen offenbar unwiderstehlichen Reiz gerade auf nüchterne Zeitgenossinnen und Zeitgenossen aus, der seinen rationalen Grund (wenn man ihn denn braucht) vielleicht allenfalls noch darin finden mag, daß jedes dieser Bücher ein Unikat ist: Keines existiert zwei- oder gar (wie nach der Erfindung des Buchdrucks) fünfhundert- oder zweitausendmal.

Soweit also die sentimentale Seite an der Präsenz des Mittelalters in seinen Handschriften. Es gibt auch – versteht sich – die sachliche. Den Handschriften entnehmen wir unser Wissen und unsere Vorstellungen über das Mittelalter; sie sind uns Zeugnisse und Quellen. Nicht die Handschriften alleine, auch die Bauwerke, die Stadtanlagen, die Kirchen, die Burgen und Rathäuser, die Bildwerke, die Musik – aber doch (das ist hoffentlich kein perspektivischer Defekt des Philologen) die Handschriften vor allem, verbinden sie doch ganz selbstverständlich Inhalt und Erscheinungsform: Sie überliefern uns die Texte, aus denen

---

<sup>1</sup> Öffentlicher Vortrag zur Eröffnung der Tagung. Den Duktus einer Einführung in das Tagungsthema für ein breiteres Publikum habe ich beibehalten.

wir explizit ablesen können, was und wie man im Mittelalter gedacht hat; sie sind uns Schlüssel für die Deutung der Kunstwerke und z. B. die einzigen Quellen für die Rekonstruktion der längst und unwiederbringlich verklungenen Musik; sie verweisen uns aber auch auf die gesellschaftlichen und materiellen Aspekte der mittelalterlichen Kultur: Im Aufwand, der für ein Werk getrieben wurde, der Qualität des Materials, dem Format, der gewählten Schrift und ihrer mehr oder weniger sorgfältigen Ausführung, der Ausstattung mit Illustrationen wird die Bedeutung des Werkes für die Zeit sichtbar, und oft genug zwingen uns die Handschriften dazu, unsere Urteile über Texte zu korrigieren, manchmal zeigen sie uns auch, daß es auf die Texte gar nicht ankommt, sondern auf das prächtige, das repräsentative Geschenk.

Es gibt viele Beispiele, die es lohnten, hier genauer ausgeführt zu werden:

– etwa die beiläufige Aufzeichnung des ›Hildebrandsliedes‹, immerhin des bedeutendsten deutschen Zeugnisses für ein Episodenlied aus der germanischen Heldensage, auf dem leergebliebenen ersten und letzten Blatt einer umfangreichen und sorgfältig geschriebenen lateinischen Bibelhandschrift<sup>2</sup> (ein schlagender Beweis für die nebensächliche Bedeutung deutscher Dichtung in der Klerikerkultur des 9. Jh.),

Taf. I – oder das prächtig ausgestattete Kasseler Exemplar von Wolframs von Eschenbach ›Willehalm‹, mit dem Landgraf Heinrich II. von Hessen (1328–1377) die Ansippung seiner Familie an das Geschlecht des hl. Wilhelm augenfällig machen wollte (Taf. I),<sup>3</sup>

– oder die aufregende Frage, wie es zur ›Großen Heidelberger Liederhandschrift‹,<sup>4</sup> der grandiosen Sammlung der deutschen Lyrik des 13. Jahrhunderts, gekommen ist: wer den Auftrag gegeben, die Schreiber und Maler gestellt, das Pergament bezahlt hat.<sup>5</sup>

<sup>2</sup> Kassel, Murhardsche Bibliothek und Landesbibliothek, Ms. theol. 2° 54, Bl. 1<sup>r</sup> und 76<sup>v</sup>. Die Handschrift enthält als Grundtext die ›Weisheit Salomos‹ (›Liber Sapientiae‹) und den ›Prediger Salomo‹ (›Ecclesiasticus‹) mit einigen Ergänzungen, eine Predigt des Origenes und ein lateinisches Gebet. Zur Zusammensetzung HANNS FISCHER, Schrifttafeln zum althochdeutschen Lesebuch, Tübingen 1966, S. 14/15<sup>n</sup>.

<sup>3</sup> Kassel, Murhardsche Bibliothek und Landesbibliothek, Ms. poet. et roman. 1, Bl. 1<sup>v</sup>: unter der historisierten Initiale der Willehalm-Vorgeschichte des Ulrich von dem Türlein (Christus in der Mandorla mit Buch) kniet der betende Landgraf; das hessische Wappen identifiziert ihn. Beschreibung und Einordnung bei PETER JÖRG BECKER, Handschriften und Frühdrucke mittelhochdeutscher Epen, Wiesbaden 1977, S. 102–104.

<sup>4</sup> Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. pal. germ. 848.

<sup>5</sup> Die am weitesten ausgreifende These, die Anregung sei vom staufischen Königshof zur Zeit Konrads IV. oder Konradins ausgegangen (EWALD JAMMERS, Das königliche Liederbuch des deutschen Minnesangs. Eine Einführung in die sogenannte Manessische Handschrift, Heidelberg 1965) hat keine Zustimmung gefunden. Zur Handschrift zuletzt zusammenfassend FRANZ-JOSEF HOLZNAGEL, Wege in die Schriftlichkeit. Untersuchungen und Materialien zur Überlieferung der mittelhochdeutschen Lyrik (Bibliotheca Germanica 32), Tübingen/Basel 1995, S. 140–207.

Wir haben (besonders seit der Mitte des 20. Jahrhunderts) gelernt, nicht nur in solchen spektakulären Fällen, sondern grundsätzlich die Handschrift (nicht nur die in ihr überlieferten Werke), die ›Materialität der Überlieferung‹,<sup>6</sup> als Zeugnis ernstzunehmen. Erst von dieser grundsätzlichen Aufmerksamkeit aus hat man z. B. registriert und zu verstehen versucht, daß die Predigten Meister Eckharts (im Gegensatz etwa zu denen Taulers oder zur ›Gesamtausgabe‹ Seuses) nie als geschlossene Sammlung, nicht einmal in größeren Bündeln überliefert sind.<sup>7</sup> Oder: Erst durch die Untersuchungen und Ausgaben KARL STACKMANN<sup>8</sup> ist sichtbar geworden, daß man es als Schlüssel zum Werk und zum Autorstatus Heinrichs von Mügeln auf der einen, Frauenlobs auf der anderen Seite verstehen kann, daß die Gedichte des einen in einer wohlgeordneten, mit gelehrter Sorgfalt in 16 Bücher eingeteilten Handschrift vorliegen, die des anderen verstreut in vielerlei Gruppen- und Einzelüberlieferung. Daß das kirchenrechtliche Compendium des Johannes von Freiburg, seine ›Summa confessorum‹, in seiner deutschen Bearbeitung durch einen unbekanntem Bruder Berthold zum Handbuch des mit Gerichtsbefugnis ausgestatteten, aber nicht lateinkundigen Landadels geworden ist, wurde erst durch überlieferungsgeschichtliche Untersuchungen aus der von KURT RUH begründeten ›Würzburger Schule‹ offenbar.<sup>9</sup>

KURT RUH hat dieser Wendung hin zum greifbaren Material der Überlieferung in einem – relativ späten – Aufsatz das Stichwort gegeben: ›Literaturgeschichte als Überlieferungsgeschichte‹,<sup>10</sup> HUGO KUHN hat sie früh theoretisch zu fundieren versucht,<sup>11</sup> eine ganze Reihe von Weggefährten aus ihrer Genera-

<sup>6</sup> Zum weiteren Zusammenhang: Materialität der Kommunikation, hg. von HANS ULRICH GUMBRECHT/KARL LUDWIG PFEIFFER (stw 750), Frankfurt a. M. 1988.

<sup>7</sup> Vgl. etwa GEORG STEER, Zur Authentizität der deutschen Predigten Meister Eckharts, in: Eckardus Theutonicus, homo doctus et sanctus. Nachweise und Berichte zum Prozeß gegen Meister Eckhart, hg. von HEINRICH STIRNIMANN/RUEDI IMBACH (Dokimion 11), Freiburg/Schweiz 1992, S. 127–168; LORIS STURLESE, Meister Eckharts Weiterwirken. Versuch einer Bilanz, ebd., S. 169–183. Zusammenfassend NIKLAUS LARGIER, Meister Eckhart. Perspektiven der Forschung, 1980–1993, ZfdPh 114 (1995), S. 29–98, bes. S. 36–42 u. 47–51.

<sup>8</sup> Die kleineren Dichtungen Heinrichs von Mügeln. 1. Abt.: Die Spruchsammlung des Göttinger Cod. philos. 21, hg. von KARL STACKMANN (DTM 50–52), Berlin 1959; Frauenlob (Heinrich von Meißen). Leichs, Sangsprüche, Lieder, auf Grund der Vorarbeiten von HELMUTH THOMAS hg. von KARL STACKMANN/KARL BERTAU (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Phil.-hist. Kl., 3. Folge, 119/120), Göttingen 1981.

<sup>9</sup> HELMUT WECK, Die ›Rechtssumme‹ Bruder Bertholds. Die handschriftliche Überlieferung (Texte und Textgeschichte 6), Tübingen 1982.

<sup>10</sup> Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte, in: Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung, hg. von KURT RUH (Texte und Textgeschichte 19), Tübingen 1985, S. 262–272.

<sup>11</sup> Versuch einer Literaturtypologie des deutschen 14. Jahrhunderts, in: HUGO KUHN, Liebe und Gesellschaft, hg. von WOLFGANG WALLICZEK, Stuttgart 1980, S. 121–134; Versuch über das 15. Jahrhundert in der deutschen Literatur, ebd., S. 135–155.

tion (besonders HANNS FISCHER, HANS FROMM,<sup>12</sup> KARL STACKMANN) hat sie zusammen mit ihren Schülern zu ihrer Sache gemacht.

Genauer ausführen will und kann ich hier nur ein Beispiel (es möge als Hommage an die Tagungsstätte gelten).<sup>13</sup>

Zu den bedeutendsten Schätzen der Berliner Staatsbibliothek gehört der auf verschlungenen Wegen hierher gekommene, vielleicht sogar aus dem Besitz der Medici stammende Codex Hamilton 90, nach den (nicht ganz unbestrittenen) Untersuchungen des Doyens der Boccaccio-Forschung, VITTORE BRANCA,<sup>14</sup> ein Autograph des ›Decameron‹, des maßstabsetzenden Musters aller Novellendichtung, gewissermaßen die Stiftungsurkunde dieser weltliterarisch beispiellos erfolgreichen Gattung. Boccaccio selbst also soll die Handschrift geschrieben haben, als Reinschrift, peinlicherweise mit ein paar kleinen Fehlern und deshalb soll ihr eine (von einem anderen geschriebene) korrigierte Version gefolgt sein, von der dann die weitere Überlieferung ihren Ausgang genommen habe. Daß diese Argumentation ihre Tücken hat, muß uns hier nicht weiter interessieren.

Taf. II-IV Wichtig ist für uns der Überlieferungstypus: Die Handschrift<sup>15</sup> im repräsentativen Folioformat ist zweispaltig angelegt, sorgfältig auf Pergament geschrieben, die Überschriften und einleitenden Inhaltszusammenfassungen sind konsequent in Rot gehalten, die Initialen wechseln ebenso konsequent zwischen Rot und Blau, für die größeren Abschnitte sind sie mit Fleuronnéschmuck ausgezeichnet (Taf. II-IV). Die Handschrift enthält nur das ›Decameron‹, und dieses vollständig und mit allen Zutaten. In dieser Form und mit dieser Ausstattung ist die Hamilton-Handschrift gewissermaßen der Prototyp für die ›Decameron‹-Überlieferung: So sehen Decameron-Handschriften in Italien (die frühe französische Übersetzung für die Herzöge von Burgund ist ein anderer Fall)<sup>16</sup> fast durchweg aus: in Format, Blattgestaltung, Überschriften und Zwischentexten, bis hin zum nahezu obligatorischen Farbwechsel bei den Initialen und zum kaufmännisch beeinflussten Schrifttypus (Beispiele: Taf. V-VII). Auch die Selbständigkeit der

<sup>12</sup> Von ihm stammt eine frühe Bilanz: Die mittelalterliche Handschrift und die Wissenschaften vom Mittelalter (1976), in: HANS FROMM, *Arbeiten zur deutschen Literatur des Mittelalters*, Tübingen 1989, S. 349-366.

<sup>13</sup> Herrn Dr. Hans-Jörg Leuchte danke ich dafür, daß er mir die notwendigen Studien in Florenz ermöglicht hat.

<sup>14</sup> Zusammenfassung und Bilanz von BRANCA'S Studien: *Tradizione delle opere di Giovanni Boccaccio*, T. 2. *Un secondo elenco di manoscritti e studi sul testo del ›Decameron‹ con due appendici (Storia e letteratura 175)*, Rom 1991, darin bes. S. 71-74: *Tradizione del testo del ›Decameron‹; zu Hamilton 90 als Autograph: S. 211-262, zur Geschichte der Handschrift S. 236-241.*

<sup>15</sup> Beschreibung bei BRANCA, *Tradizione* [Anm. 14], S. 211-227.

<sup>16</sup> Dazu PAOLO CUCCHI/NORRIS J. LACY, *La Tradition manuscrite des Cent nouvelles de Laurent de Premierfait, Le Moyen Age 80* (1974), S. 483-502. Vgl. auch CARLA BOZZOLO, *Manuscripts des traductions françaises d'œuvres de Boccace. XVe siècle*, Padua 1973.

Werküberlieferung (fast alle Handschriften enthalten nur das ›Decameron‹) und ihre Vollständigkeit (lückenhafte Handschriften gibt es – im Gegensatz zum ›Novellino‹, dem Vorläufer<sup>17</sup> – so gut wie nicht, Auszüge haben sich nur ein paar Humanisten erlaubt),<sup>18</sup> gehören zum Typ. Das ist auch deswegen bemerkenswert, weil wir aus Boccaccios Vorreden wissen, daß einzelne Novellen schon vorweg in Umlauf waren; in der Überlieferung gibt es davon keine Spur.

Aus der gleichen Stoff-Tradition wie Boccaccios Novellen speisen sich die deutschen Mären; es sind nahe Verwandte, und man kann durchaus die Meinung vertreten, auch sie seien Novellen.<sup>19</sup> Gewiß: Sie sind nicht in Zyklen komponiert und ein böhmischer Adelssitz ist nicht Florenz. Aber auch wenn man dies in Rechnung stellt, liegt eine Kluft zwischen den Überlieferungstypen: Keine Handschrift gleicht der anderen (nicht einmal die beiden – zu Boccaccio fast gleichzeitigen – böhmischen,<sup>20</sup> die als Schwesterhandschriften gelten), nicht im Format, nicht in der Einrichtung, nicht in der Ausstattung und schon gar nicht im Inhalt; hier wird jeweils individuell zusammengestellt, mal mehr, mal weniger, bis zu Einzelüberlieferung: Es gibt keinerlei Standard, in keiner Hinsicht.<sup>21</sup>

So schwierig der Vergleich sein mag, er führt uns doch auf ein Ergebnis jenseits aller Unwägbarkeiten: bis ins Detail geschlossene Überlieferung hier, in jedem Detail offene Fluktuation dort. Wenn wir das verstehen wollen, brauchen wir uns nur die Besteller und Besitzer der Handschriften anzusehen. Von denen der Märenüberlieferung wissen wir so gut wie nichts, und daß sie irgendetwas miteinander zu tun gehabt haben, ist sehr unwahrscheinlich. Die Boccaccio-Handschriften sind geschrieben für die großen Florentiner Familien und ihre Statthalter und Verbündeten in den toskanischen Städten: Giovanni di Medici,<sup>22</sup>

<sup>17</sup> Keine der sechs ›Novellino‹-Handschriften ist vollständig; die umfangreichste, Florenz, Biblioteca Nazionale Centrale, Cod. Panciatichiano 32, enthält 85 von den Erzählungen, die auch durch andere Handschriften bezeugt sind, dazu 16 weitere in Einzelüberlieferung. Gute Übersicht in: *Il Novellino. Das Buch der hundert alten Novellen. Italienisch/Deutsch, übersetzt und hg. von JANOS RIESZ* (RUB 8511), Stuttgart 1988, S. 223–226.

<sup>18</sup> Vgl. die kleine Quellensammlung zu Guido Cavalcanti in Florenz, Biblioteca Laurenziana, Pluteo XLI 20, 2. H. 15. Jh., oder die Humanisten-Anthologien in Florenz, Biblioteca Riccardiana, cod. 1121, Mitte 15. Jh., u. ebd., cod. 1095, 2. H. 15. Jh.

<sup>19</sup> Dazu mehrfach JOACHIM HEINZLE, zuerst in: *Märenbegriff und Novellentheorie. Überlegungen zur Gattungsbestimmung der mittelhochdeutschen Kleinepik*, ZfdA 107 (1978), S. 121–138.

<sup>20</sup> Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. pal. germ. 341 u. Genf-Cologne, Bibliotheca Bodmeriana, Cod. Bodmer 72.

<sup>21</sup> Zur Märenüberlieferung nach wie vor AREND MIHM, *Überlieferung und Verbreitung der Märendichtung im Spätmittelalter*, Heidelberg 1967.

<sup>22</sup> In seinem Nachlaßinventar von 1417 ist eine ›Decameron‹-Handschrift genannt, vgl. BRANCA, *Tradizione* [Anm. 14], S. 139.

Piero di Cosimo de Medici,<sup>23</sup> Pietro di Medici,<sup>24</sup> die Familien der Spini,<sup>25</sup> der Fei,<sup>26</sup> der Strozzi,<sup>27</sup> für Francesco di Nanni di Piero Buoninsegni, Capitano der Burg von Montalcino,<sup>28</sup> für Lodovico de Ciece da Verazano, Podestà von Pisa,<sup>29</sup> von dem angesehenen und mit den Bardi liierten Florentiner Wollhändler Giovanni d'Agnolo Capponi,<sup>30</sup> von dem Sieneser Kaufmann Ghinozzo Allegretti.<sup>31</sup>

Das heißt: Die Überlieferung zeigt, daß Literatur, jedenfalls italienische Literatur, im Florenz des Trecento und des Quattrocento ein öffentliches Ereignis war. Daß es dafür (und sei es aus Prestige-Gründen) ein Publikum gegeben hat und daß dieses Publikum ein anspruchsvolles und (dies vor allem im Unterschied zu Deutschland) ein sehr geschlossenes war. Es gab eine Literaturgesellschaft, in der sich Maßstäbe entwickeln konnten, in der diese Maßstäbe offensichtlich auch eingefordert wurden, und dazu gehörten nicht nur Äußerlichkeiten, sondern z. B. auch der Respekt vor der Integrität des Werks.

Das Werk erscheint, so wie wir es aus unserer neuzeitlichen Erfahrung gewöhnt sind, als Buch (nicht als irgendwie zufälliger Bestandteil eines solchen neben Kochrezepten und Liebesliedern), es ist unangetastet nicht nur in seiner sprachlichen Gestalt, sondern sogar in seiner äußeren Form, in der Art, aufgeschrieben zu werden: ein äußeres Zeichen für die Autorität des Werkes und zugleich für die des Autors – das florentinische Verständnis von Literatur ist (sicherlich auf der Grundlage der geschlossenen und gebildeten Stadtgesellschaft) ein sehr personales und ein sehr literarisches, d. h. hier: auf den Buchstaben, den Wortlaut, gegründetes (Illustrationen fehlen – das wird z. B. in der französischen Übersetzung des Laurent de Premierfait [vgl. Anm. 16] ganz anders).

Was uns dieser rasche Überblick zeigen soll, ist dies: Die Handschriften geben uns in ihrem Erscheinungsbild (noch unabhängig vom Inhalt der Werke)

<sup>23</sup> In seinem Inventar von 1456 ist eine ›Decameron‹-Handschrift genannt, vgl. BRANCA, Tradizione [Anm. 14], S. 139.

<sup>24</sup> Im Inventar der in seinem Hause angefertigten Bücher (1495) ist eine ›Decameron‹-Handschrift enthalten, vgl. BRANCA, Tradizione [Anm. 14], S. 139.

<sup>25</sup> Florenz, Biblioteca Laurenziana, Cod. Pluteo XLII 1 (›Mannelli-Codex‹), vgl. BRANCA, Tradizione [Anm. 14], S. 76–78.

<sup>26</sup> Florenz, Biblioteca Laurenziana, Cod. Pluteo XLII 4, vgl. BRANCA, Tradizione [Anm. 14], S. 78–80.

<sup>27</sup> Florenz, Biblioteca Nazionale Centrale, Cod. II.II.8, vgl. BRANCA, Tradizione [Anm. 14], S. 88f.

<sup>28</sup> Florenz, Biblioteca Laurenziana, Cod. Pluteo XLII 6, vgl. BRANCA, Tradizione [Anm. 14], S. 80f.

<sup>29</sup> Florenz, Biblioteca Laurenziana, Cod. Pluteo XC Sup. 106/II, vgl. BRANCA, Tradizione [Anm. 14], S. 83f.

<sup>30</sup> Paris, Bibliothèque Nationale, Cod. It. 482, vgl. BRANCA, Tradizione [Anm. 14], S. 108–110.

<sup>31</sup> Genf-Cologny, Bibliotheca Bodmeriana, Cod. Bodmer 38 (bis 1958 im Besitz des Principe Ginori Conti, Florenz), vgl. BRANCA, Tradizione [Anm. 14], S. 94f.

Aufschluß über das Literaturverständnis einer Epoche, einer Region, einer Gruppe, über den Status, den sie einem Text zubilligen (individuell geformtes Kunstwerk oder veränderbarer Gemeinbesitz), über die Bedeutung, die der Autorpersönlichkeit zugemessen wird. Dabei brauchen sich generelle Lösungen gar nicht zu verbieten, sie werden sich nämlich nicht einstellen. Handschriften sind immer Einzelexemplare (und wenn sie vermeiden, das sichtbar werden zu lassen, ist dies – wie im Falle des ›Decamerons‹ – der aufregende Befund). Sie müssen auf Situationen, Publika, Werktypen etc. bezogen werden. Bei der kleinteiligen Organisation der Gesellschaft im Mittelalter (selbst in der globalen Einheit Kirche) und zugleich den zahllosen Überlagerungen und Verflechtungen muß Vielfalt das Ergebnis sein. Das ist dann nicht (oder jedenfalls nicht in jedem Falle) Resignation vor der Anstrengung der Abstraktion oder mangelnde Fähigkeit zur Synthese, sondern der Versuch zu historischer Gerechtigkeit. Mit anderen Worten: Florenz ist ein Sonderfall, der frühe Humanismus ist ein Sonderfall, Boccaccio als einer seiner Repräsentanten ist ein Sonderfall (obwohl: das Stichwort der jüngeren Forschung heißt ›Boccaccio medievale‹<sup>32</sup>) – aber: auch der ›Parzival‹ ist ein Sonderfall, Konrad von Würzburg ist ein Sonderfall, Heinrich von Mügeln ist ein Sonderfall, Oswald von Wolkenstein ist ein Sonderfall – und die ›Nibelungenklage‹ oder Neidhart oder ›Das Nonnenturnier‹ sind ganz andere Sonderfälle. Das Schlagwort ›Alles ist im Fluß‹ (πάντα ῥεῖ) ist – jedenfalls ontologisch gesehen – einer relativ frühen Entwicklungsstufe des Denkens verhaftet.

Diesen Umkreis etwa müßte man also ausschreiten, wenn man das Themenstichwort von der ›Präsenz des Mittelalters in seinen Handschriften‹ ausfüllen wollte – und wenn man dabei die Doppelbödigkeit ignoriert, die in dieser Formulierung steckt. Denn der Begriff der Präsenz gehört in einen ganz anderen wissenschaftlichen Diskussionsrahmen, in einen, der die Bedeutung der Schrift, und damit auch der Handschrift, für das Mittelalter ganz in den Hintergrund rückt und ihr die ›Performanz‹<sup>33</sup> entgegenstellt: Darstellung, Aufführung, Auftritt – wie auch immer man das Schlagwort übersetzt, gemeint ist immer eine

<sup>32</sup> Programmatisch ins Spiel gebracht durch VITTORE BRANCAS Buch: *Boccaccio medievale*, Florenz 1956.

<sup>33</sup> Aus der inzwischen nur noch schwer zu überschauenden Literatur zum ›performative turn‹ vgl. man für die Literatur etwa HORST WENZEL, *Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter*, München 1995; ›Aufführung‹ und ›Schrift‹ in Mittelalter und früher Neuzeit. DFG-Symposion 1994, hg. von JAN-DIRK MÜLLER (Germanistische Symposien – Berichtsbände 17), Stuttgart 1996; *Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter*, hg. von HORST WENZEL, Berlin 1997, dazu die mediävistischen Aufsätze in: *Kulturen des Performativen*, hg. von ERIKA FISCHER-LICHTE/DORIS KOLESCH (Paragrana 7 [1998], H. 1), Berlin 1998. Programmatisch außerdem: PETER CZERWINSKI, *Gegenwärtigkeit. Simultane Räume und zyklische Zeiten: Formen von Regeneration und Genealogie im Mittelalter*, München 1993.

sinnstiftende Handlung, die nicht auf Schrift angewiesen ist, sondern sich aus Zeichen, Gesten, Handlungen, augenfälligen Ordnungen<sup>34</sup> aufbaut:

- Krone und Zepter des Königs (ohne deren vorzeigbaren Besitz er nicht legitimiert ist),
- der zeremoniell geordnete Herrscheradventus, das ist die feierliche Einzugsprozession, die Rechtsansprüche und Rangordnungen festlegt, indem sie sie vorführt,
- die Unterwerfungsgeste des Vasallen (bei deren Fehlen schriftlich niedergelegte Rechtstitel gar nichts bedeuten),
- die Handlungen, die bei der Entdeckung von Verbrechen zu vollziehen sind, damit eine Anklage rechtsgültig wird, etwa das *gerüefte*, das laute Geschrei,
- oder auch die zahllosen liturgischen Gesten, die nur als Zeichen wirken, etwa der Segen oder die Erhebung der Hostie.

Im zeremoniellen Rahmen der Kirche ist vieles bis heute geblieben,<sup>35</sup> aber nicht nur dort: Wir brauchen nur an die obligatorische Handhaltung beim Schwur zu denken, die auch heute nicht durch eine Unterschrift zu ersetzen ist – oder sogar an den Akt der eigenhändigen Unterschrift, bei der es ja gar nicht um die Hinterlassung des (lesbaren) Namens geht – wie die meisten von uns wissen und wie sich ja auch daran ablesen läßt, daß er auch durch drei Kreuze oder einen Fingerabdruck zu ersetzen ist (hier fällt der Versuch, das Zeichen durch die Schrift zu ersetzen, immer wieder in sich zusammen).

Zeichenhaft organisiert also sei das Mittelalter, und in diesem Rahmen wird die Handschrift dann selbst zum Zeichen:

- indem sie in der Messe auf dem Altar oder auf dem Lesepult liegt,<sup>36</sup> macht sie die Gegenwart von Gottes Wort sichtbar (auch wenn der Priester seinen Text längst auswendig kann, darf er das Meßbuch nicht einfach zuklappen, er muß das Evangelium ›lesen‹, des zeichenhaften Aktes wegen);
- indem jemand sich im Besitz eines Codex ›zeigt‹ oder (wie der Landgraf Heinrich von Hessen) als sein Veranlasser, demonstriert er nicht nur Reichtum und Macht, sondern auch politische Ansprüche (eines der berühmtesten Beispiele: das Evangeliar Heinrichs des Löwen).<sup>37</sup>

<sup>34</sup> Dazu zuletzt mehrfach GERD ALTHOFF, zusammengefaßt in: Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt 1997.

<sup>35</sup> Zahlreiche Beispiele in: Wort und Buch in der Liturgie. Interdisziplinäre Beiträge zur Wirkmächtigkeit des Wortes und Zeichenhaftigkeit des Buches, hg. von HANNS PETER NEUHEUSER, St. Ottilien 1995.

<sup>36</sup> Vgl. NIKOLAUS GUSSONE, Der Codex auf dem Thron. Zur Ehrung des Evangelienbuches (oder: des Heiligen Buches) in Liturgie und Zeremoniell, in: Wort und Buch in der Liturgie [Anm. 35], S. 191–231, hier S. 200.

<sup>37</sup> Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. 105 Novissimi 2°, dazu der Ausstellungskatalog: Das Evangeliar Heinrichs des Löwen und das mittelalterliche Herrscherbild, hg. von HORST FUHRMANN/FLORENTINE MÜTHERICH, München 1986 (mit den dort abgedruckten Beiträgen).

Wenn die Handschrift also auch Zeichen sein kann und ihren Ort hat in den Inszenierungen des Mittelalters, dann ließe sich unser Thema ohne weiteres auch umkehren: Die Präsenz der Handschrift im Mittelalter – und nun erkennen wir die heimliche List der Veranstalter; sie treiben ihr Spiel mit uns, indem sie uns auf zwei Fährten setzen: die der Überlieferungsgeschichte und die ihrer Destruktion. Wir müssen wachsam sein.

Zunächst sollten wir die nur untergründig anwesende Formulierung prüfen: Die Präsenz der Handschrift im Mittelalter – unter welchen Umständen wird die Handschrift<sup>38</sup> zum Zeichen? Nicht einfach dann, wenn jemand einen Codex in die Hand nimmt, um ein Artusepos vorzulesen oder auch in ihm zu lesen, auch nicht dann wenn einer in einem Pelzbuch nachschlägt, wie er seine Obstbäume veredeln kann. Aber zum Beispiel dann, wenn der Codex zum kennzeichnenden Attribut eines Heiligen wird (z. B. des Nikolaus von Myra), am häufigsten aber ganz gewiß, wenn sie das Wort Gottes ›verkörpert‹ (auch dieses Wort ist eine Spur aus dem mittelalterlichen Zeichendenken): indem sie anwesend ist bei sakralen (ob nun ihres Textes wegen benötigt oder nicht) oder auch bei rechtsverbindlichen Handlungen (noch heute können wir auf die Bibel schwören) oder indem sie austauschbar wird mit anderen (heiligen) Zeichen, z. B. mit dem Kreuz: Dem Teufel kann man (so geschieht es in vielen mittelalterlichen Exempeln) ebenso das Kreuz entgegenhalten wie die Bibel, beides jagt ihn gleichermaßen in die Flucht.

Es ist also vor allem und immer wieder die Bibel, in der die Handschrift zum Zeichen wird.<sup>39</sup> Das hat seinen Grund und seine besondere Würde. Denn das Christentum ist dezidiert und ausdrücklich eine Buchreligion, es stützt sich auf schriftliche Überlieferung und es nennt diese ›Schrift‹, ›Heilige Schrift‹. Das ist ganz und gar nicht selbstverständlich für eine Religion, die ja im Protest gegen das Schriftgelehrtentum der Juden entstanden ist, als eine Religion der Fischer, Bauern, Handwerker; noch in Rom waren es lange Zeit die kleinen Leute, aus denen die christlichen Gemeinden bestanden. Die christliche Botschaft war eine mündliche Botschaft; Jesus von Nazareth hat nicht geschrieben, sondern gesprochen und gepredigt. Was Jesus gepredigt hat, ist erst später niedergeschrieben worden, und diese zeitliche Kluft ist ja bekanntlich das große historische Problem der christlichen Überlieferung.

Berührungen des Christentums mit der Welt der Schrift gibt es freilich schon früh. Sie folgen zum einen aus der selbstverständlichen Einbettung Christi und

<sup>38</sup> Den interessanten Fall der Schrift als Zeichen in der ›Visio Karoli Magni‹ (Inscription auf dem im Traum überreichten Schwert) diskutiert STEPHAN MÜLLER, Die Präsenz der Schrift zwischen Vision und Wissen. Zur Deutbarkeit der vier scheinbar deutschen Wörter in der ›Visio Karoli Magni‹, ZfdPh 119 (2000), S. 98–102.

<sup>39</sup> Vgl. La Bibbia nell'alto medioevo (Settimane di studio del centro Italiano di studi sull'alto medioevo 10), Spoleto 1963 (u. a. S. 229–255: PERCY ERNST SCHRAMM, Das Alte und das Neue Testament in der Staatslehre und Staatssymbolik des Mittelalters).

seiner ersten Gefolgsleute in ihre jüdische (das heißt schriftliterarische) Tradition; für das Alte Testament ist die Schrift selbstverständliche Basis: Gott hat Moses seine Gesetze auf Tafeln, also geschrieben, übergeben. Sie fließen zum anderen ein in dem Maße, in dem sich auch Gebildete von der neuen Religion faszinieren lassen, eben die Evangelisten, die es zum Aufschreiben, also zum ›Übersetzen‹ der neuen Botschaft in ihr Verständigungsmedium drängt (ganz besonders auffällig ist die große Bedeutung des Buches in der Apokalypse des Johannes), und noch vorher durch Paulus, den bekehrten Weltmann. Paulus schreibt Briefe. In ihnen und dann auch im Johannes-Evangelium gibt es die markantesten Hinweise des Neuen Testaments auf die Schrift als Medium der göttlichen Offenbarung. Johannes spricht davon (10,53), daß das was geschrieben steht, nicht aufgelöst werden könne (*non potest solvi scriptura*), Paulus redet in seinem 2. Brief an Timotheus (und ähnlich im 1. Römerbrief 1,2) von der *scriptura divinitus inspirata*, ›der von Gott eingegebenen/inspirierten Schrift‹ (3,16).

Ich gehe hier nicht auf die schwierigen Autoritätsprobleme ein, die sich aus der Lehre von der Verbalinspiration der ›Heiligen Schrift‹ ergeben. Für uns hier genügt es festzuhalten, daß sich der Zusammenfall von Offenbarung und Schrift schnell verfestigt, am deutlichsten und wirkungsvollsten wiederum dort, wo sich gebildete Römer für das Christentum engagieren, bei Augustinus z. B. und vor allem in der neuen Übersetzung der Bibel ins Lateinische, der Vulgata des Hieronymus aus dem 4. Jahrhundert. Bei ihm braucht das Wort *scriptura*, ›Schrift‹, nicht einmal mehr einen Zusatz, es bedeutet ohne weiteres ›Heilige Schrift‹, also Bibel (so z. B. in der Vorrede zu den Evangelien). Von da an ist dieser Wortgebrauch und damit auch das gedankliche Konzept der in Schrift niedergelegten göttlichen Botschaft im christlichen Abendland eingebürgert, so z. B. auch im Deutschen seit Beginn der Überlieferung, etwa im 9. Jahrhundert in der deutschen Übersetzung der Evangelien-Kompilation des Syrer Tatian (dort in der Form *giscrib*),<sup>40</sup> im 12. Jahrhundert dann z. B. in Hartmanns von Aue ›Armen Heinrich‹,<sup>41</sup> von da an allenthalben. Die Reformation kann das Konzept sogar ausdrücklich zum Programm erheben: *sola scriptura*, ›allein die Schrift‹.

Die fundamentale Bedeutung, die auf diese Weise der Schrift, dem Geschriebenen, dem Buch, der Handschrift im christlichen Mittelalter zukommt, kann nicht auf die Bibel beschränkt bleiben. Sie strahlt aus auf die Einstellung zur Schrift und zum Buch überhaupt.

*Vox audita perit, littera scripta manet* (›Der Klang der Stimme verweht, der geschriebene Buchstabe bleibt‹) – in diesem Merkspruch<sup>42</sup> verdichtet sich diese,

<sup>40</sup> Stellensammlung im Glossar der Ausgabe: Tatian. Lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem Glossar hg. von EDUARD SIEVERS, Nachdr. Paderborn 1960, S. 425.

<sup>41</sup> Hartmann von Aue: Der arme Heinrich, hg. von HERMANN PAUL, 16., neu bearb. Aufl. besorgt von KURT GÄRTNER (ATB 3), Tübingen 1996, V. 90.

<sup>42</sup> HANS WALTHER, *Proverbia sententiaeque latinitatis medii aevi*, Göttingen 1963–1969, Nr. 2826.

im Mittelalter immer wieder betonte Einstellung. Was nicht aufgeschrieben wird, wird vergessen. Es ist dies eine Vorstellung, die das Mittelalter von den Gelehrten der Antike übernommen hat. Schon Platon hat sich mit ihr (kritisch) auseinandergesetzt, auch Caesar zum Beispiel (*›Bellum Gallicum‹* VI,14), der große Vermittler Isidor von Sevilla (7. Jahrhundert)<sup>43</sup> hat sie weitergegeben: »Der Gebrauch der Buchstaben ist wegen der Erinnerung an die Geschehnisse erfunden worden. Damit sie nicht im Vergessen entschwinden, werden sie mit Buchstaben befestigt« (I,III,2: *Usus litterarum repertus propter memoriam rerum. Nam ne oblivione fugiant, litteris alligantur*). Niedergeschlagen hat sie sich z. B. (und besonders spektakulär) in der das Mönchsleben weithin bestimmenden Einrichtung des *›Liber vitae‹*, des *›Buchs des Lebens‹*. In ihm sind die Personen, besonders die Mitbrüder aus verbündeten Klöstern, verzeichnet, derer im Gebet gedacht werden soll, damit ihnen das ewige Leben gewährt werde, damit sie nicht aus dem (dann gewissermaßen von Gott geführten) Buch des Lebens getilgt werden.<sup>44</sup> Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe und unter gewissen Bedingungen mußte aus diesem Buch dann gar nicht mehr Name für Name im Gebet erinnert werden (häufig verbot das schon die Fülle der Namen); es genügte, wenn das Buch als schriftliches Dokument während der liturgischen Handlungen auf dem Altar lag.

Niedergeschlagen hat sich die Wertschätzung der Schrift als Werkzeug der Erinnerung aber auch in der Fülle der chronikalischen Aufzeichnungen und Werke aus dem Mittelalter und schließlich (nehmen wir ihre gleichfalls vielbesprochene Aufgabe als Werkzeug zur Ordnung von Wissen und zur Organisation von Phantasie hinzu): in unserer gesamten literarischen Überlieferung, in der Vielzahl der im Mittelalter entstandenen Handschriften. Damit kehre ich zu meiner paradoxen Ausgangsfrage zurück: *›Die Präsenz des Mittelalters in seinen Handschriften‹* oder *›Die Präsenz der Handschrift im Mittelalter‹*?

Klar ist, daß beide Aspekte eng zusammengehören und sich nicht gegeneinander ausspielen lassen. Aber klar muß auch sein, daß der Aspekt der *›Präsenz‹* im Sinne der augenfälligen, sinnstiftenden Gegenwärtigkeit in einem öffentlichen Akt die Handschriftenkultur des Mittelalters nur in Einzel- und Sonderfällen zu beschreiben in der Lage ist. Es handelt sich dann gewissermaßen um Usurpationen: Die Geste als Form öffentlichen Lebensvollzugs usurpiert das Buch als zeichenhaften Gegenstand für die auf den Augenblick gestellte Präsentationshandlung. Das Buch, die Schrift, die Handschrift setzt aber gerade

<sup>43</sup> *Isidori hispalensis episcopi etymologiarum sive originum libri XX*, hg. von WALLACE M. LINDSAY, Oxford 1971.

<sup>44</sup> Zum Gebetsgedächtnis im Mittelalter grundlegend: KARL SCHMID/JOACHIM WOLLASCH, *Die Gemeinschaft der Lebenden und Verstorbenen in Zeugnissen des Mittelalters*, Frühmittelalterliche Studien 1 (1967), S. 365–405; *Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter*, hg. von KARL SCHMID/JOACHIM WOLLASCH, München 1984; KARL SCHMID, *Gebetsgedenken und adliges Selbstverständnis im Mittelalter. Ausgewählte Beiträge*, Sigmaringen 1983.

nicht auf momentane Ostentation, sondern auf Dauer, auf jederzeitige Verfügbarkeit, auf Situationsunabhängigkeit. Damit stehen sich zwei Erscheinungsformen mittelalterlichen Lebensvollzugs konträr gegenüber, die zwei Gesichter der mittelalterlichen Welt, aus deren Zusammentreffen, häufig: aus deren Zusammenprallen, sich viele Eigenheiten des Mittelalters erklären. Wir sollten sie analytisch sehr sauber auseinanderhalten, weil wir sonst die Überlagerungen, auch die Konflikte weder erkennen noch beschreiben können. Wo die Handschrift Zeichen ist, ist sie es aufgrund der Würde, der Aura, des in ihr enthaltenen Textes; diese ist nicht abhängig von seiner Lektüre. Das gilt völlig selbstverständlich für die Bibel in all ihren Aufbereitungsformen (also auch für einen liturgischen Gebrauchstext wie das Evangeliar), vielleicht auch für Rechtsbücher, in Einzelfällen wohl auch für literarische Werke (z. B. beim ›Willehalm‹ des Landgrafen von Hessen). Diese Einzelfälle müssen aber benannt und auf ihre Bedingungen hin untersucht werden. Sie können nicht zu einer generellen Etikettierung der Handschrift als Zeichen führen. Diese ignoriert die primäre und die wichtigsten sekundären Funktionen der Handschrift (als Träger von Schrift), die ich abschließend noch einmal zusammenfasse:

Die Handschrift ist

1. gemäß der Erinnerungs- und Aufbewahrungsfunktion von Schrift immer Mittel zur Aufbewahrung von Texten. Als einzelnes Exemplar kann sie einen Text speichern oder viele, ähnliche oder gänzlich verschiedene, z. B. Liebeslieder, eine Sachzyklopädie, ein Kochbuch, Haushaltsaufzeichnungen. Als solches Exemplar ist die Handschrift Gegenstand der Überlieferungsgeschichte. Aus ihrer Perspektive kann nach den Gründen und dem Sinn einer solchen Zusammenstellung gesucht werden. Von selbst gibt dieser Sinn sich nicht zu erkennen. Es bedarf der Interpretation des Ensembles. Sie ist nicht weniger riskant als die von Texten. Ganz offen und ebenfalls interpretationsbedürftig ist ihre Autorität für die spezifische Erscheinungsform, z. B. die Qualität, des Textes. Das Urteil darüber ist abhängig von der Antwort auf die Frage, mit welchem Ziel er denn aufgeschrieben ist: Soll ein bestimmter Text überliefert werden oder ein Name oder ein Prestige? Nur wenn das erste feststünde, könnten z. B. Textveränderungen ausgedeutet werden auf Fragen des mittelalterlichen Werkbegriffes, etwa seine grundsätzliche Offenheit (und das auch nur aus der Sicht des Rezipienten, nicht aus der des Autors).

Die Handschrift ist

2. gemäß der Aufbewahrungsfunktion von Schrift ein Speicher für die Reproduktion von Literatur; wir müssen und können auch davon ausgehen, daß Literatur in Gesellschaft, vor kleineren oder größeren Gruppen, vorgelesen worden ist. Allerdings wissen wir nicht, von welcher Art die Handschriften gewesen sind, die dabei benützt worden sind. Es sind uns keine zweifelsfrei erkennbaren Vorlesehandschriften bekannt, denen etwa die Eigenschaften solcher ›Reproduktionshandschriften‹ abzulesen wären. Damit entfällt aber die

Möglichkeit, die Gestalt von Texten beobachten zu können, die in der uns vorliegenden Form tatsächlich als literarisches Werk über den Vortrag aufgenommen worden sind.

Die Handschrift ist

3. gemäß der Ordnungs- und Organisationsfunktion der Schrift ein Arbeitsmittel für das Konzipieren und Bearbeiten von Literatur. Beobachten können wir das am ehesten bei Kommentierung und Glossierung wissenschaftlicher Werke. Hier wird durch Randnotizen oder Zusätze in Widerspruch und Ergänzung immer wieder der Prozeß wissenschaftlicher Auseinandersetzung sichtbar, wenn auch deutlich seltener als gemeinhin angenommen, denn häufig sind auch solche Anmerkungen abgeschrieben.

Nicht beobachten können wir den Entstehungsprozeß der Werke, also die Arbeit auf dem Papier (das Pergament war dafür ohnehin zu kostbar), wie sie uns in der neueren Literatur (man denke nur an Hölderlin oder Büchner) oft so eindrucksvoll entgegentritt. Die uns erhaltenen Handschriften sind Reinschriften, fast immer wohl von anderer Hand. Wo wir glauben, die Hand des Autors identifizieren zu können, etwa bei Otfrid von Weissenburg oder Oswald von Wolkenstein,<sup>45</sup> beobachten wir sie bei der Ausführung kleiner Korrekturen in einer von anderen geschriebenen Handschrift.

Die Handschrift ist

4. gemäß dem Prestige und dem Verbindlichkeitsanspruch der Schrift ein Faktor des öffentlichen Lebensvollzugs. Nur in dieser Funktion tritt sie in die Welt der Zeichen ein, sei es in liturgischer Funktion in der Kirche, sei es als Legitimationsgegenstand wie etwa bei Heinrich dem Löwen, sei es als Ausweis für das Verfügen über Rechtstraditionen, wie vielleicht bei der ›Codifizierung‹ des Sachsenspiegels durch den Grafen Hoyer von Valkenstein, wobei sich (wie in diesem von mir gewählten Begriff) die Herstellung des Textes und die der Handschrift überschneiden. Im weitesten Sinne gehört hierher auch der Besitz von Handschriften als Ausweis von Bildung, wie wir ihn vielleicht bei manchen der kleinen Adelsbibliotheken des Spätmittelalters voraussetzen dürfen.

Die Handschrift ist

5. ein Wertgegenstand. Diese Funktion überschneidet sich im Mittelalter mit der des öffentlichen Prestigewertes. Als Kapitalanlage mit Wertsteigerungsperspektive werden wir sie im Vorkapitalismus vernachlässigen dürfen. Vielleicht lassen sich hieran aber angeregte Gespräche zwischen Philologen, Bibliothekaren und den Vertretern der Wirtschaft anknüpfen. Ich wünsche allen dabei viel Erfolg.

---

<sup>45</sup> Weitere Beispiele bei VOLKER HONEMANN, Autographische Überlieferung mittelalterlicher deutscher Literatur, in: *Scrinium Berolinense*. Tilo Brandis zum 65. Geburtstag, hg. von PETER JÖRG BECKER [u. a.], Berlin 2000, S. 821–828.



Helmut Bansa

## Die Restaurierung des Codex Aureus im 10., im 17. und im 20. Jahrhundert

### Einleitung

Codex Aureus – das Goldene Buch; Codex Argenteus – das Silberne Buch. Es gibt mehrere Handschriften, die um ihrer kostbaren Ausstattung willen mit diesem Ehrennamen bezeichnet werden: Gold, Silber, edles Metall verwendet entweder für die Schrift oder, zusammen mit edlen Steinen, für den Einband und oftmals beides. Diese Stücke sind zu sehen in der Tradition der germanischen, für uns zuerst in der Völkerwanderungszeit faßbaren und bis ins Hohe Mittelalter fortlebenden Vorstellung von der Funktion des Königs. Dessen Aufgabe oder dessen Funktion ist primär die Anführung des Heeres, wodurch er sich durch Kriegsglück qualifiziert, was seine bzw. seiner Sippe Auserwähltheit durch Gott manifestiert. Die zweite Aufgabe des Königs: Er spricht Recht, in stärker sozial gegliederten Personenverbänden, spricht ›Reichen‹, jedenfalls bei Streitigkeiten unter dem Adel und in oberster Instanz. Und – dritte Funktion – der König besitzt den Schatz. Aus diesem vergibt er Geschenke an seine Gefolgsleute und bindet diese dadurch an sich. An der Kostbarkeit des Schatzes bzw. seiner einzelnen Stücke erkennt man die Macht und den magischen Schutz, der vom König ausgeht. Für einen christlichen König ist das Heilige Buch ein wesentliches Element zur Demonstration seines besonderen Verhältnisses zu Gott. Das älteste bekannte Stück dieser Art ist der ›Codex Argenteus‹, eine für den Gotenkönig Theoderich hergestellte Evangelienhandschrift in gotischer Sprache, das jüngste ist, soviel ich sehe, der Codex Aureus von Speyer, heute im Escorial, hergestellt für Kaiser Heinrich III., aus dem Geschlecht der Salier, den letzten, den man dem ›Frühen‹ Mittelalter zuordnen kann; unter seinem Sohn, dem Canossa-Kaiser Heinrich IV., beginnt das ›Hohe‹ Mittelalter.

Hier ist zu berichten über den ›Codex Aureus von St. Emmeram‹ in Regensburg, einem der frühesten Klöster im heutigen Deutschland und einem Zentrum für den Aufbau einer Kirchenorganisation in Bayern. ›Christianisierung‹ kann man nicht unbedingt sagen; in *Ratispona*, der Grenzfestung am Nordrand des Römischen Reiches, hatten ganz sicher Reste christlicher Kultur bei den ›Walchen‹ überlebt, den Nachkommen der Menschen, die zurückgeblieben waren, als die römische Besatzung abgezogen und das Land germanischen Siedlern überlassen worden war. ›Walchen‹: Es gibt in Bayern eine ganze Reihe von Orten mit diesem Namensteil, der anzeigt, daß dort zur Landnahmezeit im

6. Jh., offenbar in friedlicher Nachbarschaft, anderssprachige, nämlich lateinisch sprechende Bevölkerungsreste wohnten, die den Untergang des Reiches überlebt hatten. Die Missionare, die im 7. und 8. Jahrhundert Bayern besuchten, fanden dort auch anderweitige religiöse Vorstellungen vor, die im Christentum wurzelten, nämlich bei den Nachkommen der gotischen, langobardischen, gepidischen, alemannischen Volkssplitter, den ›Zammgekratzten‹, wie man in Bayern sagt, der Völkerwanderungszeit, die den Stamm der Bayern bildeten. Die Germanen der späteren Völkerwanderungszeit waren alle arianische Christen; wir können uns halbwegs vorstellen, was ihre Nachkommen aus diesem Glauben gemacht haben: ein stark entstelltes Christentum, durchsetzt mit magischen Vorstellungen, jedenfalls ohne jede Kirchenorganisation und so beschaffen, daß sich im 7. und 8. Jahrhundert die Wandermönche aus Irland und dem westlichen Frankenreich so recht als Missionare, als Bringer des wahren Christentums fühlten. Sie gründeten Zentren mit geordnetem religiösem Leben: eines davon war das Kloster St. Emmeram in Regensburg. Der Abt war zugleich Bischof. Von dort, der Hauptstadt des damaligen Herzogtums Bayern, wurde eine Kirchenorganisation aufgebaut, die zwar noch nicht ganz das Wahre war und die später von angelsächsischen Missionaren – im Gebiet um den mittleren Rhein und weiter nördlich von Winfried = Bonifatius, in Bayern von Willibald, von der Nonne Hugeburc und von manch anderen – an die römische Kirchenorganisation angeschlossen wurde.

Der Codex Aureus von St. Emmeram war berühmt und hat von Anfang an die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen erregt. Daß das Buch »mit Gold bedeckt, geschrieben und gemalt« ist, wird bereits in einer Beschreibung aus dem 11. Jahrhundert hervorgehoben,<sup>1</sup> und den Namen ›Codex Aureus‹ kann man in einer dem Buch gewidmeten Monographie aus dem Jahre 1786 finden: *Dissertatio in aureum ac pervetustum – sehr alten – sanctorum evangeliorum codicem.*<sup>2</sup> Der Schatz, Gold, edles Metall und edle Steine als Herrschaftsrepräsentation: Die entsprechend ausgestatteten Bücher des frühen Mittelalters sind, wie gesagt, in der Tradition germanischer Vorstellungen vom Herrscher zu sehen. Sie begegnet uns immer wieder in der Sage bis hin zu Richard Wagners Ring-Tetralogie. Und je fragwürdiger die Qualität einer Herrschaft ist, desto nachdrücklicher muß sie in ihren äußeren Repräsentationsmitteln demonstriert werden. Das können wir gerade an unserem Codex Aureus von St. Emmeram erkennen.

<sup>1</sup> Arnold von St. Emmeram, Liber I. de miraculis b. Emmerami, MGH SS IV, S. 551; Überlieferung: München, BSB, Clm 14870, fol. 43 sqq.

<sup>2</sup> KOLOMAN SANFTL, *Dissertatio in aureum ac pervetustum s.s. Evangeliorum codicem ms. Monasterii S. Emmerami, Regensburg 1786.*

## Die Entstehungszeit

Er wurde geschaffen für Karl den Kahlen, Enkel Karls des Großen, den jüngsten und bevorzugten Lieblingssohn von dessen Nachfolger Ludwig dem Frommen. Dieser Status Karls, jüngster und Lieblingssohn des Nachfolgers Karls der Großen, war die Ursache für schwere Verwirrung und trug zum Untergang des vom Großvater geschaffenen, das ganze christliche Abendland umfassenden Reiches bei – jedenfalls der Länder auf dem Kontinent; die britanischen Inseln blieben außerhalb. Historische Spekulationen sind, wissenschaftlich gesehen, Unsinn, aber sie mögen die Phantasie anregen und unterhalten, und so sei hier spekuliert zur Unterhaltung des Lesers: Wenn Ludwig dem Frommen, der im Alter von 17 Jahren zum ersten Male Vater geworden war, nicht mit 45, nach einer Pause von 17 Jahren von seiner zweiten, sicher um mehr als 20 Jahre jüngeren, in den Quellen als *pulchra valde* (›sehr schön‹) gepriesenen Frau dieser vierte Sohn, Karl der Kahle, geboren worden wäre, und wenn der Vater nicht die menschlich verständliche, aber politisch verderbliche Schwäche gehabt hätte, diesen nachgeborenen Liebling seinen weitaus älteren Brüdern vorzuziehen – und auch wenn die späteren Karolinger nicht eine gar so windige, egoistische, nur um die eigene Macht gegen die der Brüder, Vettern und Neffen bemühte Bande gewesen wären –, dann wäre die Geschichte Deutschlands und Frankreichs und mit ihr die ganz Europas bis in unsere Zeit anders verlaufen. Ludwig der Fromme hatte die Schwäche, bereits dem sechsjährigen Lieblingssohn ein Herrschaftsgebiet, das Herzogtum Schwaben, zuzusprechen, das nach einer früheren Abmachung einem älteren Bruder zustand. Es kam zum Aufstand der älteren Brüder gegen den Vater, zum Kampf in wechselnden Koalitionen; in deren Verlauf gehört der berühmte Vertrag von Verdun, den man in der Schule wohl bis heute als die Gründungsurkunde Deutschlands und Frankreichs kennenlernt; hierhin gehören die ›Straßburger Eide‹, der älteste schriftlich erhaltene altfranzösische Text und, ihm gegenübergestellt, einer der ältesten althochdeutschen. Statt dieser Bruderkämpfe hätten die Enkel des großen Karl alle Hände voll zu tun gehabt, um die von Norden und von Osten eindringenden Wikinger, Ungarn und Slawen abzuwehren, welche die zu Karls Zeiten gegründeten und zur Blüte geförderten Kulturstätten plünderten. Ludwig verfolgte in all diesen Wirren konsequent das Ziel, seinen nachgeborenen Sohn Karl den Brüdern überzuordnen. 832 bekam er Aquitanien, d. h. das westliche Südfrankreich gegen den vorher dort herrschenden, vom Vater abgesetzten Halbbruder Pippin, beim Tod des Vaters, 840, dessen ganzes Herrschaftsgebiet im Norden des heutigen Frankreich. Drei Jahre später, im schon genannten Vertrag von Verdun, etabliert er sich endgültig als Herrscher im Westteil des großen, vom Großvater geschaffenen Frankenreiches. 875 erreichte er sogar in Rom die Krönung zum Kaiser.

Karl war kein starker Herrscher; der Adel in seinen Ländern machte, was er wollte, entzog sich seiner Pflicht zur Gefolgschaft und zur Stellung von Trup-

penkontingenten und verhinderte so ein wirksames Vorgehen gegen die Wikinger, die das Land immer wieder heimsuchten und in Plünderungszügen bis Paris, Chartres, Tour vordrangen. Karl sah sich gezwungen, ihnen Brandschatzung zu zahlen, um die eine oder andere Plünderung zu verhindern. Trotzdem fühlte er sich ganz in der Nachfolge seines Großvaters, was psychologisch bei dem ›Hätschelhans‹ des Vaters wohl verständlich ist, und da er dem Großvater politisch und militärisch nicht das Wasser reichen konnte, versuchte er, ihm wenigstens auf kulturellem Gebiet nachzueifern, oder besser: auf dem Gebiet der Repräsentation. Als er im Verlaufe der Auseinandersetzungen mit seinen Halbbrüdern und Neffen kurzzeitig in den Besitz von Aachen, der Lieblingsresidenz Karls des Großen kam, dieses aber nicht halten konnte, ließ er in seinem Herrschaftsbereich, in Compiègne, eine Pfalzkapelle nach dem Vorbild des oktogonalen Aachener Domes, ein ›Ersatz-Aachen‹ bauen. In diesem Zusammenhang, in der Nachahmung des Wirkens des großen Großvaters, ist Karls Anregung, Förderung und Inauftraggeben von kostbaren, mit Gold geschmückten Handschriften zu sehen.

## Die Entstehung

Die kunsthistorische Forschung spricht von einer ›Hofschule Karls des Kahlen‹. Man darf sich darunter keine irgendwie organisierte Institution, gar ein Gebäude oder einen Raumkomplex in der Residenz, nach damaliger Terminologie in der Pfalz oder einer der Pfalzen des Herrschers vorstellen oder auch nur eine bestimmte Personengruppe an dem als soziale Institution verstandenen ›Hof‹. Genau genommen bezeichnet der Begriff ›Hofschule Karls des Kahlen‹ nichts anderes als eine Gruppe von 12 Handschriften – sicher gab es einmal mehr als diese erhaltenen –, die stilistisch zusammengehören und von denen einige in Worten und in Bildern einen Bezug zur Person Karls enthalten. Es ist nicht möglich, sie einem bestimmten Entstehungsort zuzuordnen; diskutiert wurden und werden Corbie, St-Denis, Reims, Soissons: alles dem Herrscher nahestehende Klöster oder Bischofssitze. Man muß ja vielleicht nicht an einen einzigen Ort denken, nicht einmal für die Entstehung eines einzelnen Codex. Warum soll nicht der Buchblock – Text und Bilder – an dem einen, die Goldschmiedearbeiten an einem anderen Ort entstanden sein? Auch an wechselnde Orte könnte man denken: Ein Künstler geht von dem Kloster, in dem er Profefß geleistet hat, vorübergehend in ein anderes, sei es als Gast, um dort eine Pflanzstätte seiner Kunst einzurichten, oder auf der Flucht – es ist die Zeit der Normanneneinfälle. Es ist übrigens in einigen der Handschriften aus der ›Hofschule Karls des Kahlen‹, darunter gerade auch in unserem Codex Aureus, ein Name überliefert, offenbar eine herausragende Persönlichkeit bei der Entstehung und Gestaltung der Handschriften: Liuthard, in unserem Codex zusammen mit seinem Bruder Beringar.

Ein stilistisches Charakteristikum der Handschriften aus der ›Hofschule Karls des Kahlen‹ ist ihre Prächtigkeit, ihre Überfülle an Schmuckmotiven.<sup>3</sup> FLORENTINE MÜTHERICH, die der ›Hofschule Karls des Kahlen‹ und damit auch unserem Codex Aureus eine eingehende Untersuchung gewidmet hat, spricht von einem »aufs Höchste gesteigerten Bedürfnis nach herrscherlicher Prunkentfaltung«;<sup>4</sup> man kann es, wie schon gesagt, als Kompensation der Diskrepanz zwischen Karls Anspruch an sich selbst und seiner tatsächlichen Schwäche sehen. Künstlerisch können die überladenen Zierseiten, welche jeweils auf die Evangelistenbilder folgen, nicht überzeugen.<sup>5</sup>

Unser Codex ist datiert: Auf der Vorderseite des letzten Blattes (Taf. VIII) steht, mit Purpur unterlegt, ein Widmungsgedicht: »Zweimal vierhundert Jahre und siebzig sind dahingegangen, seitdem Gott aus der Jungfrau als Mensch geboren wurde. Über dreimal zehn Jahre und eines regierte Karl, als der Codex hergestellt wurde auf seinen Befehl.«<sup>6</sup> Die nächsten beiden Verse – sie sind in schwer verständlichem Latein abgefaßt – spielen metaphorisch auf die mühevoll hergestellte an und vergleichen sie mit einer Fahrt auf dem wellenreichen Meer. GEORG LEIDINGER, der Herausgeber der Faksimile-Ausgabe, paraphrasiert diese Verse folgendermaßen: »(den Schreibern) war am Schluß ihrer Arbeit zumute, wie wenn sie nach stürmischer Meerfahrt den Hafen erreicht hätten.«<sup>7</sup> Dann kommt die schon erwähnte Namensnennung der beiden Schreiber, und, mit Bezug auf sie:  *fuerat sudor difficilisque nimis*, ›Es gab Schweiß und war sehr schwer‹. Die Goldschrift zwischen dem purpurunterlegten Widmungsgedicht ist ein späterer Nachtrag, auf den noch zurückzukommen ist. Auf der Rückseite des letzten Blattes findet sich eine ökonomische Notiz zur Herstellung des Buches, oder eher zwei; eine davon stammt aus späterer Zeit und wird weiter unten diskutiert. Die Notiz aus dem 9. Jahrhundert lautet: »Zuerst gaben wir sechs und ein halbes Pfund Gold (und) acht Denare«; dann, von anderer Hand und wohl etwas später: »Danach ein Pfund und drei Unzen.«<sup>8</sup> LEIDINGER sieht die Mengenangaben in Übereinstimmung mit dem tatsächlich auf dem Vorderdeckel verarbeiteten Gold. »Wir gaben [...]«: Das können doch eigentlich nur die beiden Schreiber oder Künstler oder Gestalter gewesen sein – Hersteller im

<sup>3</sup> FLORENTINE MÜTHERICH, Die Hofschule Karls des Kahlen (Die karolingischen Miniaturen 5), Berlin 1982, S. 15.

<sup>4</sup> Ebd., S. 25.

<sup>5</sup> Auf Abbildungen zum Beleg dieser Behauptung wird unter Verweis auf die Faksimile-Ausgabe [Anm. 6] und die Monographie von MÜTHERICH [Anm. 3] verzichtet.

<sup>6</sup> Zitate nach der Faksimile-Ausgabe: Der Codex Aureus der Bayerischen Staatsbibliothek in München, hg. von GEORG LEIDINGER, München 1921–25; hier Bd. 6, S. 21: *Bis quadringenti volitant et septuaginta / anni quo deus est virgine natus homo. – Ter denis annis Karolus regnabat et uno / cum codex actus illius imperio.*

<sup>7</sup> LEIDINGER [Anm. 6], Bd. 6, S. 22.

<sup>8</sup> *Primum dedimus de auro libras VI et dimidium. Denarios VIII. Postea libram unam et untias III* (LEIDINGER [Anm. 6], Bd. 6, S. 88).

heutigen Sinne des Verlagswesens wäre wohl der am ehesten treffende Ausdruck, denn es ist nicht notwendig anzunehmen, das Liuthard und Beringar jede Zierseite, jede Umrahmung eigenhändig hergestellt und nicht Schüler oder Kollegen haben helfen lassen. »Wir gaben Gold [...]«: An wen und warum? Man kann in dieser Notiz wohl einen Hinweis sehen, daß die Goldschmiedarbeit anderweitig, anderswo, nicht unter Einfluß und Aufsicht von Liuthard und Beringar hergestellt wurde.

### Der Weg nach Bayern

Der Codex Aureus, hergestellt für Karl den Kahlen in Nordfrankreich, befindet sich seit dem Ende des 9. Jahrhunderts in Bayern, bis zur Säkularisation 1811 im Kloster St. Emmeram in Regensburg, seitdem in der Bayerischen Staatsbibliothek. Wie kam er dahin? Aus den Quellen lassen sich mehrfach erfolgte Geschenke der westfränkischen Vettern an Arnulf von Kärnten, den vorletzten und noch einmal recht tüchtigen ostfränkischen – deutschen – Karolinger rekonstruieren, erfolgt vielleicht im Zusammenhang mit dem großen Sieg, den Arnulf 891 über die Wikinger bei Löwen im heutigen Belgien errang und der auch dem Westreich zugute kam. Wann und warum Arnulf den Codex dem Kloster St. Emmeram überließ, darüber gibt es eine genaue Nachricht: Arnulf, erfolgreicher Kämpfer nicht nur gegen die Normannen, sondern auch gegen die Slawen im Osten, habe, so berichtet Arnold von St. Emmeram, ein Autor des frühen 11. Jahrhunderts, auf einem Feldzug in Mähren gesehen, wie ein ehrwürdiger Graukopf, aber mit furchtbar drohendem Gesichtsausdruck den Feinden entgegengetreten sei und gerufen habe: »Es ist Emmeram, gegen den ihr kämpft!« Worauf diese die Flucht ergriffen hätten. Der Chronist – er schreibt, wie gesagt, knapp hundertfünfzig Jahre nach dem Ereignis – fügt an: »Daß dies nicht erfunden, sondern wahrhaftig geschehen ist, hat der, welcher es gesehen und erlebt hat, später in tiefer Erschütterung bezeugt.«<sup>9</sup> Nach der Rückkehr habe Arnulf dann dem heiligen Emmeram großartige Geschenke gemacht. Der Chronist beschreibt sie genau; in seinen Worten ist eindeutig unser Codex zu erkennen (Taf. IX–XIII): »Einige Steine zeichnen sich so sehr durch ihre Größe aus, daß vier von ihnen sechzehn Kelche formen, die in der Mitte so angeordnet sind, daß sie das heilige Kreuz darstellen. Die zwischen ihnen befindliche kleinere Rahmenform hat 32 Kelche, die von kleineren Steinen bedeckt sind. Durch sie entspricht die Schönheit des inneren Rahmens der des äußeren. Dieser letztere ist geschmückt durch größere Steine, welche Gebäude (*castella*), und durch Perlen, welche Wehrtürme (*propugnacula*) darstellen.«<sup>10</sup>

Taf. IX–XIII

<sup>9</sup> *Hec non ficta, sed esse veraciter facta et dicta is, qui vidit et pertulit, postea humiliatus confitetur et prodit* (Ebd., S. 27).

<sup>10</sup> *Quarum quedam adeo quantitate preminent, ut quatuor ex his calices operiant sedecim, in figuram sanctae crucis, per singulos quaternis ordine medio dispertitis. Intimus autem*

## Die erste Restaurierung

Wahrscheinlich waren die Steine, die Arnold so schön als Kelche, Kastelle und Wehrtürme beschreibt, schon nicht mehr ganz die originalen. Der Schmuck des Einbandes war eine Generation vor Arnold jedenfalls nicht mehr ganz intakt. Die Reise von Nordfrankreich nach Regensburg in unruhigen Zeiten, wahrscheinlich auf rumpelndem Ochsenkarren, dem damaligen Hauptverkehrsmittel, dürfte das empfindliche Golddekor auf dem Vorderdeckel in Mitleidenschaft gezogen und den einen oder anderen Stein, die eine oder andere Perle aus der Fassung gerüttelt haben. Hundert Jahre nach der Schenkung jedenfalls, so ist aus der anderen Notiz auf der letzten Seite, räumlich die erste, zeitlich die jüngere, zu entnehmen, war so manches verloren: »Auf der einen Seite: 10 Iagonte 24 Prasine 12 große Perlen. Auf der anderen: 4 Iagonte.«<sup>11</sup> *Iagontii* deutet GEORG LEIDINGER als korrumpiert aus *hyacintii*: blaue Steine, nämlich Saphire; *prasini*, grüne Steine, also Smaragde. Heute weist der Vorderdeckel 59 Smaragde und 21 Saphire auf. Man deutet die Notiz auf der letzten Seite sicher richtig, wenn man sie als Protokoll über den Verlust an Steinen oder als Notiz, wieviele zur Auffüllung der leeren Fassungen beschafft werden müssen, versteht. Aus der Zeit, in die man diese Notiz datieren kann, stammt nämlich die Nachricht über die erste Restaurierung des Codex. Sie wird festgehalten – protokolliert, würden wir heute sagen –, einmal in einem Bild, auf der ersten, bis dahin leeren Seite: »Dieses Buch hat einst gemacht der ehrwürdige Karl. / Nun hat Ramwold es dem segensreichen Emmeram wiederhergestellt.«<sup>12</sup> Ramwold war Abt von St. Emmeram 975–1000. Ein weiterer Protokolleintrag über die Restaurierung findet sich auf dem letzten Blatt (Taf. VIII), der Vorderseite zu den geheimnisvollen Notizen über Goldbedarf und verlorene Steine, nachgetragen zwischen die erste und die zweite purpurunterlegte Partie des Widmungsgedichts. Hier stehen sogar die Namen der Restauratoren, allerdings verschlüsselt: eine volle Namensnennung verträgt sich nicht mit mönchischer Bescheidenheit. Die Vokale des Textes sind durch Punkte angegeben. Die Zahl der Punkte entspricht der Position des jeweiligen Vokals in der Reihenfolge A E I O U: *Domni abbatis Ramvoldi iussione hunc librum Aripo et Adalpertus renovaverunt. Sis memor eorum* – »Auf Befehl des Abtes Ramwold haben Aripo und Adalbert dieses Buch renoviert. Denk an sie.« Man darf wohl annehmen, daß diese »Renovierung« vor allem oder sogar ausschließlich in der Wiederherstellung des Schmuckes auf dem Vorderdeckel bestanden hat, d. h. im Ersetzen der

Taf. VIII

*ordo contractior calices habet triginta duos singulatim gemmis minoribus opertos, quibus venuste respondet extimo amplioribus per castella dispositis necnon margaritis per propugnacula insertis deliciosissime compto* (Ebd., S. 27f.).

<sup>11</sup> *De una parte Iagontii X. Prasini XXIII. Margaritae maiores XII. De altera parte Iagontii IIII* (Ebd., S. 88).

<sup>12</sup> *Hunc librum Karolus quondam perfecit honoris, quem nunc Hemrammo Ramwold renovaverat almo* (Ebd., S. 23).

in den gerade einmal einhundert, freilich sehr unruhigen Jahren seit Entstehung des Codex verloren gegangenen 37 Steine (von insgesamt 80) und 12 Perlen (von ursprünglich 108, heute noch 90). Ob 100 Jahre nach der Entstehung das Pergament schon Farbfraßschäden wie heute, Risse oder Fehlstellen aufwies, darf man bezweifeln, und wohl auch, daß die Heftung nach so verhältnismäßig kurzer Zeit schon beschädigt, Fäden gerissen und Bünde gebrochen gewesen wären. Der auffallend starke Verlust an Steinen und Perlen ist, wie schon gesagt, wohl im Zusammenhang mit dem holprigen Transport von Frankreich nach Regensburg zu sehen.<sup>13</sup> Am und im Buch lassen sich jedenfalls keine Spuren der »Renovierung« am Ende des 10. Jahrhunderts feststellen. Ohne die beiden Notizen könnten wir anhand unbenutzter Einstichlöcher im Falz der Pergamentblätter lediglich erkennen, daß die Handschrift früher mindestens einmal anders geheftet gewesen sein muß als vor der letzten Restaurierung.

### Die Restaurierung 1608

Die Gestalt, in welcher der Codex in unsere Zeit gekommen ist, ist weder die des 9., noch die des 10. Jahrhunderts. Auf dem vorderen Spiegel, der Innenseite des Vorderdeckels, jetzt wieder dort angebracht, fand sich ein Zettel in typischer Schrift um 1600 (Abb. 1) mit – in Übersetzung, die Notiz ist lateinisch – folgendem Text: »Im Jahre der Menschwerdung 1608, 18. April, hat der ehrwürdige Herr, Hieronymus Feyr, erwählter und bestätigter Koadjutor dieses Klosters unter dem allerehrwürdigsten Herrn Hieronymus Weiß, Abt, und dem verehrten Vater und Bruder Georg Aufleger, Custos und Subprior, dafür gesorgt, daß dieses Buch gebunden und renoviert wird durch Melchior Baßmann, Buchbinder und Bürger von Regensburg«.

Die im Jahre 1608 von Melchior Baßmann hergestellte Form ist die, in welcher der Codex Aureus in unsere Zeit gekommen ist. Baßmann hat recht eigentlich ein neues Buch hergestellt und vom vorgefundenen nur die Pergamentblätter und den Schmuck des Vorderdeckels übernommen. An den Pergamentblättern hat er offenbar gar nichts getan, im Buchblock nur einen Seidendurchschuß angebracht, sehr wahrscheinlich nach dem Vorbild von vorgefundenen Resten. Ein Durchschuß aus gefärbter Seide zum Schutz von Goldschrift und Malereien vor Abrieb auf die gegenüberliegende Seite war bei frühmittelalterlichen Miniaturhandschriften durchaus üblich und hat sich vereinzelt bis heute erhalten. Die Seidenreste, die im Codex Aureus bei der Restaurierung 1966 gefunden wurden, stammen freilich eindeutig aus Melchior Baßmanns Zeit. Das Gleiche gilt für das 1966 vorgefundene Kapital: auf den Rücken aufgeklebte mit

<sup>13</sup> Daß dieser Schmuck durch die Bewegungen bei einem Transport aus seinen Fassungen geschüttelt werden kann, ist eines der Argumente der heutigen Restauratoren gegen die allzu häufig vorgebrachten Wünsche auswärtiger Ausstellungsveranstalter zur Ausleihe des Codex.

Dekorfäden bestickte Pergamentstreifen, eine Technik, die erst mit der massenhaften Zunahme der Zahl der Bücher nach der Erfindung des Druckens die mittelalterlichen Kapitaltechniken ablöste. Bei mittelalterlichen Kapitalen ist die Einlage nach rechts und links in den Deckeln befestigt und nach unten bzw. oben durch Fäden im Buchblock befestigt, stellt also ein Element der Verbindung zwischen Buchblock und Deckeln dar: ein wichtiges Element gerade bei großen und schweren Büchern (Abb. 2). Wir können sicher sein, daß der Codex Aureus von St. Emmeram im 9. und im 10. Jahrhundert ein solches Kapital hatte. Auch die jetzt vorhandenen Holzdeckel und ihr Lederbezug sind Baßmanns Werk. Am hinteren ist das schon am Dekor auf den ersten Blick, am vorderen an der Abschrägung zum Rücken hin zu erkennen. Die Buchdeckel des frühen Mittelalters haben kein derartiges Profil (Abb. 3). Es verträgt sich auch nicht mit dem Golddekor: Wegen der Abschrägung lassen sich die Bünde nicht ganz im Deckel versenken. Beim Öffnen des Buches bilden sie einen kleinen Wulst, der das aufgenagelte Metall wegdrückt. Als Bezug hatte Baßmann ein rotbraun eingefärbtes Schweinsleder verwendet, das stark nachgedunkelt ist und nur unter dem Golddekor des Vorderdeckels eine ursprüngliche Farbe erhalten hat. Das Material – Schweinsleder – ist das meistgebrauchte für Bucheinbände des späten 16. und des 17. Jahrhunderts. Die Farbe aber ist so ungewöhnlich, daß man sich fragen muß, ob Baßmann zu ihr von Resten eines ursprünglichen Bezugsmaterials angeregt wurde. Man könnte geradezu daran denken, daß das Golddekor auf dem Vorderdeckel ursprünglich mit weinrotem Samt unterlegt war, was unter vergleichbaren Codices aus dem frühen Mittelalter nicht ohne Beispiel wäre. Neu, aber sicher angeregt von vorgefundenen Resten oder Spuren und zudem technisch notwendig sind die Schließen aus vergoldetem Silber, die Baßmann anfertigen ließ. Pergament muß unter leichtem Druck, d. h. zwischen festen, steifen, von Schließen zusammengehaltenen Deckeln gehalten werden, weil es sich sonst selbst bei geringen Schwankungen der Luftfeuchtigkeit wellt. Das wußten sowohl die mittelalterlichen Buchbinder als auch Baßmann.

Baßmann wollte einen neuen Einband im Stil seiner Zeit herstellen; eine andere, eine ›restauratorische‹ Einstellung ist zu seiner Zeit nicht denkbar. Zu einem schönen Einband des späten 16. und des 17. Jahrhunderts gehört der glatte, vergoldete, verzierte oder wenigstens gefärbte Schnitt, und das Streben nach diesem Element hat Baßmann zu einem schlimmen Eingriff in den überlieferten Bestand verführt: Er hat den Buchblock, die Pergamentblätter, an den drei offenen Seiten, oben, unten und vorn, beschnitten oder vielmehr, wie es der damaligen Buchbindetechnik entspricht, behobelt. Aus der Größe des Vorderdeckels, die Baßmann wegen des Goldschmuckes vom alten übernommen haben muß, und aus der allgemeinen Beobachtung, daß frühmittelalterliche Einbände keine über den Buchblock hinausragenden Deckelkanten haben, läßt sich rekonstruieren, daß Baßmann an jeder Seite, oben, vorne und unten, ca. 5–7 mm

weggehobelt haben muß. Beim nassen Auftragen der Farbe hat sich das Pergament am Rand gewellt und hat Farbe auf die Blattränder eindringen lassen. Eine Verunstaltung als Folge einer ›Renovierung‹.

## Die Restaurierung 1966

### Schäden

Der Baßmannsche Einband ist der, welcher vorlag, als man sich im Jahre 1965 entschloß, den Codex Aureus grundlegend zu restaurieren. Ein solcher Entschluß fällt den verantwortlichen Kustoden und Restauratoren nicht leicht. Man muß sehr gute Gründe haben, um an ein solch einzigartiges, elfhundert Jahre altes Objekt ›Hand anzulegen‹. Die einzige Rechtfertigung ist, daß das Objekt so stark beschädigt ist, daß es seinem Benutzungszweck nicht mehr entspricht – seinem heutigen Benutzungszweck, der im Falle unserer Handschrift ein ganz anderer ist als der, für den sie geschaffen wurde. Restaurierung bedeutet generell, ein beschädigtes Objekt wieder so herzurichten, daß es zweckentsprechend benutzt werden kann. Und bei einem Stück des Ranges wie die zur Rede stehende Handschrift beinhaltet die Restaurierung die forschende und beschreibende Rekonstruktion des Schicksals, welches das Material, die äußere Form des Objektes in den Jahrhunderten seit seiner Entstehung erlebt hat, und vielleicht sogar davor – selbst das ist manchmal und gerade in unserem Falle möglich.

Der Benutzungszweck einer Handschrift wie des Codex Aureus von St. Emmeram, einer Handschrift, deren Inhalt – ein Teil der Bibel, nämlich die vier Evangelien – vielfach überliefert, deren künstlerische Ausstattung vielfach untersucht, von der es eine in guter, wenn auch nicht in bester Reproduktionstechnik hergestellte Faksimile-Ausgabe gibt – der Benutzungszweck einer solchen Handschrift ist die Ausstellung. Und so war es auch. Den Anstoß gab die Tatsache, daß sie bei zwei großen Ausstellungen – 1958 zur 800. Wiederkehr des Ereignisses, welches als Gründung der Stadt München gilt, zugleich 400. Wiederkehr des Ereignisses, welches, da es das früheste unter den halbwegs infrage kommenden ist, gern als Gründung der Bayerischen Staatsbibliothek genommen wird, 1958 zur Stadt- und Bibliotheksgründung und zwei Jahre später, zum Eucharistischen Kongreß in München, in der großen Ausstellung ›Bayerns Kirche im Mittelalter‹ – auffiel, daß die Handschrift, eigentlich die prächtigste, neben den anderen aus dem an solchen Stücken nicht armen Fundus der Bayerischen Staatsbibliothek nicht recht bestehen kann. Das dem Codex den Namen gebende Gold hatte unter dem Staub der Jahrhunderte den Glanz verloren, um dessentwillen es einst auf den Einband aufgebracht worden war, die Steine wirkten matt und fahl.

Der Entschluß, eine Handschrift so hohen Ranges zu restaurieren – was tatsächlich bedeutet, sie in ihre Bestandteile zu zerlegen und dann wieder neu aufzubauen – fällt wie gesagt nicht leicht: weder den verantwortlichen Bibliothekaren noch den durchführenden Restauratoren. Sie wissen sich unter den kritischen Augen nicht nur aller Kollegen, sondern auch der Nachbarn aus anderen Zünften: der Kunsthistoriker, Historiker, der Materialkundler usw. Das Zerlegen in die Bestandteile bedeutet, daß diese frei beweglich und damit für Untersuchungen im Detail und für Analysen zugänglich werden. Da lassen sich Erkenntnisse über ihre Herkunft, über ihre Vorgeschichte, über das Handwerk zur Entstehungszeit der Handschrift gewinnen, ganz zu schweigen von den schon erwähnten Erkenntnissen über das Schicksal des Stückes seit seiner Entstehung. Man trägt die Verantwortung dafür, daß an alle denkbaren Beobachtungen gedacht und daß sie protokolliert werden, damit es später, wenn eine neue Frage zur Geschichte oder zur Bedeutung des Objektes auftaucht, die nur mit solchen Beobachtungen beantwortet werden kann, nicht heißt: Damals, bei der Restaurierung, hätte man das untersuchen können, aber, so sagt man sich bedauernd und wohl auch nachsichtig, nicht ohne Bitterkeit – die Verantwortlichen damals waren eben noch nicht so weit. Es müssen Spezialisten für Analysen herangezogen, es müssen ihnen einzelne Teile des zerlegten Objektes zeitweise überlassen werden, und doch tragen der Restaurator und die Bibliothekare, welche die Restaurierung veranlassen, die Verantwortung für die Unversehrtheit des Objektes und den Erfolg der Untersuchungen.

Ein Grund, der den Entschluß zur Restaurierung des Codex Aureus erleichterte, ja ihn geradezu unausweichlich machte, war die Tatsache, daß er bis zu einem gewissen Grade in seinem Bestand materiell gefährdet war. Die Gelenke waren in zwei der drei Einheiten, aus denen sie bestehen, gebrochen. Gelenke: Das sind vorn und hinten die Stellen, auf die beim Öffnen eines Buches die Bewegungsenergie wirkt. Sie bestehen aus den Bündeln, dem darüberliegenden Bezug und innen aus einem Streifen Pergament oder einem anderen festen Material, das im Buchblock verankert, d. h. um die erste und letzte Lage gelegt und mitgeheftet ist. Nur diese letzte Einheit, zum ›Vorsatz‹ gehörig – das Vorsatz, wie der Buchbinder sagt –, war nicht gerissen und hielt Einband und Buchblock noch zusammen. Diese Stelle, das Gelenk innen, gehört eigentlich zu denen, die an einem alten Buch zuerst einreißen. Daß gerade diese Gelenke beim Codex Aureus noch intakt waren, läßt sich wohl mit der Annahme erklären, daß sie nicht wie die anderen Teile des Gelenks, wie Bündel und Bezugsleder, aus der Zeit Melchior Baßmanns stammen. 1920/21 war die Handschrift faksimiliert, der Buchblock zu diesem Zwecke zerlegt worden. GEORG LEIDINGER, der Herausgeber der Faksimile-Ausgabe, äußert sich hierzu in seiner Beschreibung der Handschrift äußerst ungenau: »[zur Schonung des Einbands beim Herstellen der photographischen Arbeiten und auch um deren Qualität willen] mußten [...] die Pergamentlagen aus dem Einbände herausgenommen werden.«<sup>14</sup> Er sagt

<sup>14</sup> LEIDINGER [Anm. 6], Bd. 6, S. 13.

nicht, wie das geschah, und er sagt nicht, wie die Pergamentlagen nach Abschluß der Faksimilierung wieder »hineingebracht« wurden. Der 1966 vorgefundene Heftfaden muß aus der Zeit der Faksimilierung stammen, und wenn man das Gleiche für die Vorsätze annimmt, hat man eine Erklärung für deren guten Zustand im Vergleich zu Bundschnüren und Bezugsleder aus dem beginnenden 17. Jahrhundert – Wie auch immer: Die Gelenke des Codex Aureus waren nicht mehr intakt; der Buchblock wackelte im Einband. Auch die nach der Faksimilierung hergestellte Heftung war locker; die einzelnen Lagen ließen sich bewegen und scheuerten gegeneinander. Eine dritte Gefahr: Zu unbekanntem Zeitpunkt, vielleicht bei der Faksimilierung, war die Baßmannsche Durchschußseide entfernt worden, jedenfalls über den Blattflächen. Im Falz, wo sie in einem schmalen Streifen fest klebte, hatte man sie belassen. Der Buchblock war so im Rücken um 10 mm höher als im Bereich der Blattflächen und der Schnitte; die Schließen konnten ihn nicht mehr unter Druck halten. Man entschloß sich zu einer durchgreifenden Restaurierung.

### Der Restaurator

Ein Umstand, der im Jahre 1966 den Entschluß, den Codex Aureus zu restaurieren, erleichterte, war die Tatsache, daß damals im Institut für Buch- und Handschriftenrestaurierung der Bayerischen Staatsbibliothek ein außerordentlich geschickter, kluger und einfühlsamer Restaurator arbeitete: Karl Jäckel, von Hause aus Buchbinder, in den Beruf des Restaurators, der sich damals gerade aus dem Handwerk formierte, durch Selbststudium hineingewachsen, keine andere Schulbildung besitzend als die vom Gesetz vorgeschriebenen acht Jahre plus drei Jahre Berufsschule, und doch einer der besten seines Faches, die es je gab und geben wird. Heute sind die Restauratoren bzw. die Agitatoren ihrer Berufsverbände dabei, die Restauratorenausbildung an die Universität zu verlegen. Karl Jäckels Lebensweg und Lebensleistung sollten ihnen zu denken geben. Karl Jäckel lebt nicht mehr. 1992, an seinem Grab, wurde auch seiner Arbeit am Codex Aureus gedacht.

### Grundsätze

Technisch bzw. restauratorisch war es nichts Besonderes oder gar Spektakuläres. Es galt nur, Erprobtes und Gewohntes mit äußerster Sorgfalt durchzuführen und so, daß man es nicht erkennt. Man kann Karl Jäckels Arbeit, die er in Beratung mit dem damaligen Leiter des Instituts für Buch- und Handschriftenrestaurierung der Bayerischen Staatsbibliothek, Paul Gichtel, plante und durchführte, als klassische Arbeit der Restaurierung definieren:

- Herstellung von etwas Neuem unter Verwendung von allem noch irgendwie verwendbarem Alten, und in den alten, d. h. den vorgefundenen Techniken;

- neues Material nur, wo das alte seine Funktion nicht mehr erfüllt, eine andere Technik nur da, wo die vorgefundene ihrer Funktion nicht oder nicht ausreichend gerecht wird;
- neues Material, das aus technischen Gründen notwendig ist, wird in seinen sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften dem alten angepaßt, mit dem es im Verbund verwendet wird;
- Protokollierung aller vorgenommenen Veränderungen und aller Befunde, die am fertigen Objekt nicht oder nicht so leicht getroffen werden können.

Was die Protokollführung betrifft, so haben sowohl Karl Jäckel als auch Paul Gichtel über die Restaurierung des Codex Aureus eine längere Abhandlung geschrieben, ersterer einen Aufsatz in einer Buchbinderzeitschrift,<sup>15</sup> letzterer eine aufwendig gestaltete Monographie.<sup>16</sup> Leider gab es damals noch nicht das heute im Institut in München bei jeder Restaurierung vorgeschriebene Protokollformular, in dem alle denkbaren Arbeiten und Teile an einem Buch aufgelistet sind und so den Restaurator daran erinnern, auch zu solchen Einzelheiten etwas zu notieren, die er zwar verändert oder beim Zerlegen vorfindet und später durch seine Arbeit wieder verbirgt, die ihm aber selbstverständlich erscheinen und an die er deshalb beim Schreiben eines Protokolls gar nicht denkt. Man vermißt in Jäckels und Gichtels Berichten manches, was interessieren würde oder sogar essentiell wichtig wäre, z. B. Einzelheiten über das Vorsatz, die Aufschluß geben könnten, wie – so die Worte LEIDINGERS – »die Pergamentlagen dem Einband wieder eingefügt« wurden, nachdem sie zur Faksimilierung »aus dem Buchblock herausgenommen« worden waren. Den heutigen Kodikologen und Restaurator würde u. a. Näheres über große unbenutzte Heftlöcher interessieren, die man an manchen Blättern des jetzt fest gebundenen Codex erkennen, die man aber wegen der festen Heftung nicht systematisch rekonstruieren kann.

### Durchgeführte Arbeiten

Karl Jäckel hat den Codex Aureus zunächst in seine Einzelteile zerlegt und die verschmutzten Außenseiten, d. h. den Gold- und Steinschmuck, gereinigt. Hierzu dienten lauwarmes Seifenwasser und ein weicher Pinsel. Die Pergamentblätter wiesen zwar an der vorderen unteren Ecke Griffspuren auf, die darauf hinweisen, daß der Codex in früheren Jahrhunderten keineswegs nur in der Schatzkammer aufbewahrt, sondern daß er, sicher nur beim Festgottesdienst, auch benutzt wurde. Diese Griffspuren wurden aber belassen. Dann hat Karl Jäckel einen neuen Einband unter Verwendung des noch funktionsfähigen Materials

<sup>15</sup> KARL JÄCKEL, Die Restaurierung des Codex Aureus von St. Emmeram, Allgemeiner Anzeiger für Buchbindereien 81 (1968), S. 146–151.

<sup>16</sup> PAUL GICHTEL, Der Codex Aureus von St. Emmeram. Die Restaurierung des Cod. lat. 14000 der Bayerischen Staatsbibliothek München, München 1971.

vom vorgefundenen Baßmannschen Einband hergestellt. Das betraf die Holzdeckel und ihr Dekor. Neues Material setzte er ein für das Vorsatz und natürlich für Bünde und Heftfäden. Ebenso fügte er wieder einen Gewebedurchschuß ein, als Ersatz für den irgendwann nach 1608, am ehesten vielleicht 1921 entfernten. Wegen der besseren Haltbarkeit wurde Baumwollbatist gewählt, in einer Dicke, die, genau berechnet, den Buchblock wieder auf die von den Schließen geforderte Dicke brachte, damit diese ihn unter leichtem Druck halten können. In der Technik wich Karl Jäckel vom Vorgefundenen, das wie gesagt dem 17. Jahrhundert und nicht der Entstehungszeit des Buchblocks entsprach, vielfach ab: genau aus den Gründen, die nach den obenstehenden Prinzipien dies erlauben oder sogar vorschreiben. Er griff dabei auf die Techniken des 9. Jahrhunderts zurück: nicht so sehr historisierend, als vielmehr aus technischen Gründen. Baßmann hatte z. B., wie berichtet, Deckel mit der zu seiner Zeit üblichen Abschrägung versehen. An diesen Stellen, bevor sie in Kanälen in den Deckel versenkt werden, liegen die Bünde erhaben auf und bilden beim Anheben der Deckel einen Wulst. Jäckel hatte zwischen den Bündeln die Schräge durch aufgeleimte Holzkeile beseitigt. Baßmanns Kapitale hatten keine Festigungs-, sondern nur, wie zu seiner Zeit üblich, eine Dekorfunktion; Jäckel fertigte neue in der Technik des Mittelalters an, d. h. die Einlage wird mit Heftfaden umwickelt, mit diesem Faden jeweils in der Mitte einer Lage in dieser und mit seinen beiden Enden in den Deckeln befestigt (Abb. 2). Neu sind auch die Nägel, mit denen die Goldteile auf dem Vorderdeckel befestigt sind; die vorgefundenen waren offenbar spätere Ergänzungen. Sie waren sehr grob und bestanden teils aus Kupfer, teils aus Eisen. Die jetzigen hat Karl Jäckel aus Golddraht selbst geschmiedet.

Abb. 2

Neues Material hat Jäckel sogar den Pergamentblättern zugefügt. Diese zeigten nämlich an nicht wenigen Stellen Farbfraß: ein von Kupfer- und Eisensalzen bzw. -komplexen hervorgerufener kombinierter Oxidations- und Hydrolyseprozeß, der den Schrift- bzw. Bildträger, in unserem Falle das Pergament, hart und brüchig macht und im Endstadium bis zu einem Zustand abbaut, den man am ehesten mit demjenigen gesinterten Pulvers vergleichen kann. Man kann den Prozeß chemisch stoppen; seine Folgen rückgängig machen, kann man nicht. Die einzige Methode, einen brüchigen Bild- oder Schriftträger wieder zu festigen, ist, ihn mit einem zweiten blattförmigen Gebilde zu kombinieren. Jäckel wählte für die vom Farbfraß geschädigten Stellen eine aufzusiegelnde Polyacrylatfolie: eine bis heute bewährte und, zumindest für Pergament, alternativlose Methode. Leider sagt er nichts darüber, ob die Folie durch Wärme oder mit Hilfe eines Lösemittels aufgesiegelt wurde. Bereits herausgebrochene Stellen ersetzte Jäckel durch modernes Pergament; wie sorgfältig er dabei vorging, mag Taf. XIV zeigen. Sie zeigt auch, daß das Laminieren mit Polyacrylatfolie eine geeignete Methode zur Restaurierung farb- und tintenfraßgeschädigter Stellen ist, jedenfalls in der lokalen Anwendungsweise; es ist heute, immerhin mehr als

Taf. XIV

dreißig Jahre nach dem Aufbringen, im Gesamteindruck eines Blattes kein irgendwie gearteter Unterschied zwischen gefestigten Stellen und daneben liegenden Bereichen zu erkennen.

### Untersuchungen

Ein herausragender Aspekt der Restaurierung von 1966 war, daß sie Gelegenheit bot, alle möglichen Einzelheiten, vor allem des Schmuckes auf dem Einband, näher zu untersuchen. Hierzu wurden Spezialisten für das jeweilige Material herangezogen. Im Textil-Labor des Bayerischen Nationalmuseums wurden die Reste des vorgefundenen Gewebes analysiert und eindeutig als nicht in die Entstehungszeit der Miniaturen und der Schrift des Codex gehörig erkannt. Ein Goldschmied analysierte das Edelmetall und fand, daß die getriebenen Bleche aus 22-, die übrigen Teile aus 18kartigem Gold bestehen. Der Unterschied erklärt sich einfach: niederkartiges Gold ist härter; es eignet sich für erhabene Schmiedearbeiten, für die »Kelche«, »Kastelle« und »Wehrtürme«; zum Treiben eines Bleches in ein Relief muß es weicher, d. h. hherkartig sein. Als Beimengungsmetall wurden im Doerner-Institut, dem Forschungslabor der Bayerischen Staatsgemldesammlung, mittels Emissionsspektralanalyse Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn und andere Metalle nachgewiesen, ein Ergebnis, das keine Schlußfolgerungen irgendwelcher Art zuläßt. Die Steine wurden im Institut für Mineralogie der Universität München untersucht. An charakteristischen Verunreinigungen war zu erkennen, daß die Saphire aus Ceylon, die Smaragde wahrscheinlich aus Ägypten und die Perlen von Süßwassermuscheln stammen. Einige Steine und Perlen sind durchbohrt, waren also früher wohl als Halschmuck verarbeitet. Man kann annehmen, daß alle Steine von antikem Schmuck stammen, von dem im frühen Mittelalter sicher noch so manches Stück im »Schatz« der Amtsnachfolger von Germanenknigen der Völkerwanderungszeit vorhanden war. Einige blaue und grüne Steine erwiesen sich bei der Untersuchung als farbiges Glas; es besteht kein Grund, für dieses eine andere Herkunft anzunehmen als für die Steine. Diese sind übrigens vielfach unrein; sie enthalten Einschlüsse und Risse. Auf dem heutigen Markt für Edelsteine würden sie keinen guten Preis bringen.

Das Gold und die Steine wurden auch gewogen. Die getriebenen Reliefs aus 22kartigem Gold wiegen zusammen 193,55 g; das Blech ist durchschnittlich 0,2 mm dick; das härtere 18kartige Schmiedegold wiegt 2582 g.

### Ein überraschender Fund

Eine Überraschung bot sich beim Abnehmen des mittleren Goldblechreliefs mit der *Maiestas Domini* (Taf. XV). Diese sitzt etwas erhöht auf einer kleinen Platte aus Lindenholz, offenbar unverändert seit ihrer Herstellung. Unter dem Blech Taf. XV